



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o. 28.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

H. Hanna.

Fünftes Kapitel.

Andern Morgens weckte mich Geräusch von Stimmen, ich richtete mich auf und sah, durch die Bettvorhänge blickend, meinen Onkel bereits am Tisch sitzen, mit dem Verzehren eines aus Thee und hausgebackenem Kuchen bestehenden Frühstückes beschäftigt. Die kleine Annie bediente ihn dabei

und sah im heitern Lichte des jungen Tages noch frischer und rosigter aus wie vergangenen Abend.

„Du mein Gott, kleines Menschenkind,“ hörte ich meinen Onkel sagen, „wer hat Dir denn da wieder den Unsinn einge-redet? Sicher der Tom Penruddock, oder irgend ein ähnlicher Kunde. So, so, nicht mehr in die Mine hinunter? Ei der Teufel, die Mine bedeutet für mich Brot und Butter, Fleisch und Kartoffel, Kleidung und Wohnung, für mich und für euch!“

„Tom Penruddock sagt aber, es sei nicht mehr ratsam, Vater,“ erwiderte Annie, „und Tom muß es wissen, hat er doch von Kindesbeinen auf in der Mine gearbeitet.“

„Er weiß nicht mehr als dies Stück Brot da, kleines Weibchen! 's ist der faulste Bursch von der Schicht, dieser Tom. Um so was mach' Dir nur keinen Kummer. Unser

Herrgott ist so gut unter als über der Erde und wird Deinen Vater in seinem Schutz behalten wie bisher, sei dessen sicher.“

Während dieses Gespräches war ich unbemerkt in meine Kleider geschlüpft, noch ehe ich aber ganz mit Anziehen fertig war, hatte der Onkel das Haus schon verlassen. Annie war in der Küche geblieben, sie führte mich, nachdem ich hinter dem Bettvorhang hervorgetreten, nach oben in ein kleines Schlafzimmer, wo ich meine Toilette beenden konnte. Wieder zur Küche hinuntersteigend, fand ich meine Tante, die eben vom Füttern ihrer Hühner heringekommen war. Sie nickte mir freundlich zu und setzte sich an den Tisch. Dann zog sie mich liebevoll zu sich und sah mir, indem sie mir das Haar aus der Stirne strich, voll und sinnend ins Gesicht.



Die Mine von St. Gurlott. Annie lehnte sich über die Brüstung des Rahns und sah hinunter. (E. 326.)

„Nun laß Dich mal bei Tageslicht besehen, mein Junge,“ sagte sie, „hab' doch recht gehabt, siehst Deinem armen Vater so ähnlich wie ein Ei dem andern. Lies mir nur nicht so viel wie er.“

„Ei, warum nicht, Mutter?“ fragte Annie und lächelte. „Weil er viel zu viel von der Welt draußen wußte, um sich Fleisch zu haben. Er reiste landauf, landab, bis der liebe Gott ihm ein Halt zurief; kannte kein Hab noch Heim, und wie er starb, war keines von den Seinigen nah, ihm auch nur die Augen zuzubräuen. Sey Dich, Junge, und nimm Dein Frühstück zu Dir. So Gott will, mach' ich einen rechten Mann aus Dir um meiner armen Schwester willen!“

Dieses plötzliche Erwähnen meiner verstorbenen Eltern, verbunden mit dem Fremdartigen meiner Umgebung brachte mir meine Verlassenheit mehr denn je zum Bewußtsein, Thränen traten mir in die Augen. Ich glaube, Annie bemerkte dies, denn sie leitete das Gespräch schnell auf ein anderes Thema über, fragte ihre Mutter um noch einige heiße Brotschnitten und rückte dann einen Stuhl für mich zum Tische. Dies gab mir Gelegenheit, mich wieder zu sammeln. Ich schämte mich meiner Schwäche, schluckte die Thränen tapfer hinunter und fuhr mit der Hand über die Augen, indem ich mir im stillen vornahm, ein rechter Mann zu werden, wie Tante Martha gemeint. Das Frühstück schmeckte mir prächtig, vielleicht gerade um seiner Sonderbarkeit willen, denn niemals in meinem Leben hatte ich mich um acht Uhr morgens hinter eine Tasse Milch, heiße Brotschnitten und gebratene Kartoffeln gesetzt, nun aber räumte ich mit dem Inhalt der Platten auf, als sollte es für den ganzen Tag ausreichen.

Leuchtenden Auges sah die Tante mir zu.

„Ja, ja, Junge!“ rief sie aus, „hast eben doch Cornwallisches Blut in Dir und vermagst Dir's brav schmecken zu lassen. Hast keinen verzogenen Magen und wirst mit der Zeit ein ganzer Mann werden wie Dein Onkel!“

Als ich mit Frühstück zu Ende war und die beiden Frauen beschäftigt sah, den Tisch abzuräumen und wieder Ordnung zu schaffen, kam ich mir einigermaßen überflüssig vor; ich nahm meine Kappe und trollte mich hinaus, um mich in meiner neuen Heimat einmal umzusehen. Die Küchentüre ging direkt nach dem Hofe. In denselben tretend, fand ich eine zahlreiche Hühnerschar vor, die eifrig die ihr erst vorgestrichenen Körner aufpikte; auch ein junger grauschwarzer Hund war da, der sofort wedelnd auf mich zugelaufen kam. Ich ging durch den Hof und um das Haus herum, der Hund immer knapp hinter mir. Die Vorderseite des Hauses war sauber und blank, vor demselben lag ein kleines, wohlgepflegtes Gärtchen, das, wie ich später erfuhr, sein freundliches Aussehen der sorgfamen Pflege Annies verdankte. Es war eine hübsche Vereinigung von Zier- und Nutzpflanzen, zwei Drittel der schmalen Beete waren mit Blumen, ein Drittel mit allerlei Küchenkräutern bepflanzt.

Nachdem ich über das Gärtchen einen schnellen Blick geworfen, besah ich mir die Gegend. Das Häuschen stand auf ziemliche Entfernung hin ganz frei, vor ihm lag die Heerstraße, die sich in leichter Krümmung nach dem etwa eine Viertelstunde entfernten Dorfe zog. Ueber der Straße war eine Art Moor, aus dem hier und da abgehackte Baumstümpfe ragten, weiter hinaus lag schimmernd das Meer, ruhig, kalt, in graublauer Färbung.

Ich schlenderte der Straße entlang, dem Hunde ab und zu einen Stein vorwerfend, den er apportieren sollte. Bald kam ich an ein eisernes Gitterthor, das zwischen hochgewachsenen Bäumen am Ende einer langen Allee stand. Ich öffnete es und trat hinein. Nur wenige Schritte hatte ich gethan, als eine herrliche Stimme mir zurief:

„He Du, was thust Du hier?“

Ich sah auf und erblickte einen fein gekleideten Knaben, ungefähr in demselben Alter wie ich. Er hatte schwarzes Haar, schwarze Augenbrauen, die fast zusammentrafen, und einen stolz aufgeworfenen Mund; ich sah gleich, daß er keines Miners Sohn sei.

„Paß auf!“ sagte er, „Du bist hier auf fremdem Gebiet, gehörs' wohl auch nicht ins Dorf? Wer bist Du denn?“

Ich nannte meinen Namen und fügte hinzu, daß ich erst gestern abend nach St. Gurlott zu Onkel und Tante Pendragon gekommen sei.

Sofort nahm sein Gesicht einen andern Ausdruck an; geringschätzig die Nase rümpfend, bemerkte er:

„Ah, des alten Pendragons Neffe. Warum trägst Du denn solche Kleider? Ich hielt Dich für eines Gentlemans Sohn.“

Wehr noch als die Worte selbst verlegte mich der verächtliche Ton, in welchem er dieselben sprach. Bis in die Schläfen errötend, wandte ich mich gegen den Knaben.

„Ich bin so gut ein Gentleman wie Du!“ sagte ich.

„Was?“

„D, ich fürchte mich nicht vor Dir. Weißt Du, was dort, wo ich herkomme, mit Bürschchen Deiner Art geschieht? Man gibt ihnen die Rute und schießt sie ins Bett, daß sie bessere Manieren lernen!“

Er ballte seine Hände und kam in drohender Haltung auf mich zu. Als er mich jedoch von Kopf bis zu Fuß gemessen und gefunden haben mechte, daß ich ihm jedenfalls an körperlicher Stärke überlegen sei, ließ er die halb zum Schlag erhobene Faust wieder sinken. Ich piff meinem Hunde und ging gelassen den Weg zurück, den ich gekommen war. Wieder beim Hause angelangt, sah ich Annie, die in ihrem Gärtchen stand.

„Wo bist Du gewesen?“ fragte sie.

Ich sagte ihr, daß ich mich planlos herumgetrieben. Sie nickte vergnügt.

„Ich habe für heute keine Arbeit mehr zu besorgen, wenigstens keine große mehr,“ sagte sie. „Wenn Dir's recht ist, will ich die Mutter fragen, ob ich mit Dir spazieren gehen darf.“

„Gewiß!“ erwiderte ich und fort flog sie.

Sie blieb lange aus, so lange, daß ich beinahe fürchtete, sie möchte keine Erlaubnis erhalten haben. Endlich kam sie und nun sah ich auch den Grund der Verzögerung. Sie hatte ihr Kattunkleid gegen ein besseres vertauscht und trug seidene Handschuhe und einen Hut, alles Dinge, die sicherlich sonst nur für den Sonntag bestimmt waren.

Als sie sah, wie ich sie musterte, errötete sie.

„Wo wollen wir jetzt hingehen?“ fragte sie.

Unbekannt mit der Gegend, wie ich es war, kam mir die Frage höchst sonderbar vor.

„Das mußt Du wissen,“ sagte ich. „Wohin gehst Du am liebsten?“

„Ich gehe am liebsten an den Strand,“ erwiderte sie. „Sieh dort, wie es glitzert! Das ist das Meer. Dort gefällt es mir am besten, da seh' ich die Schiffe vorbeifegeln und höre den Wogen zu, wenn sie über den großen Steinen am Ufer verlaufen.“

So gingen wir denn über das Moor, in einer Viertelstunde waren wir bei den Klippen, die wild und zerklüftet über dem Strande hingen. Ein schmaler Pfad führte durch die Felsen zum Ufer hinunter.

„Das sieht ja gar nicht aus wie das Meer,“ meinte ich, als wir unten waren; „eher wie ein großer Fluß.“

„Jetzt allerdings,“ gab sie zur Antwort, „es ist aber nicht immer so. Oft kommen die Wellen haushoch und brüllen wie wilde Tiere. Dann treiben sie große Schiffe, Indiensfahrer, hieher und zerschellen sie an den Rissen dort, daß sie untergehen müssen mit allem, was darauf ist.“

„Hast Du das schon gesehen?“

„Nein, aber erzählen habe ich davon gehört. Wenn es derart stürmt, bleiben Mutter und ich zu Hause und beten für den Vater.“

„Warum für ihn, er ist ja ein Minenarbeiter?“

„Schon, aber er gehört auch zur Küstenmannschaft, weil er so stark und mutig ist. Sieh dort das Holzhaus, darin ist das Rettungsboot.“

Der Richtung ihres ausgestreckten Fingers folgend, fiel mein Auge auf einen kleinen Kahn, der neben dem bezeichneten Holzschuppen auf den Wellen schaukelte und mit einer Kette an einem in den Felsen eingetriebenen Ringe befestigt war.

„Wem gehört das kleine Boot?“ fragte ich.

„O das, das gehört John Rudd, dem Boten, der Dich gestern hieher geführt. Damit fährt er zum Fischfang aus, er hat mich auch schon einmal mitgenommen.“

„Und gefiel Dir's?“

„O ja, sehr!“

„Möchtest Du nicht wieder einmal fahren?“

„Wie, jetzt?“

„Ja. Ich meine, wenn wir das Boot losmachten und ein wenig hinausfahren, es ist unterhaltender, als bloß da am Ufer zu stehen.“

Sie zögerte. Zwischen John Rudd und mir war doch ein Unterschied.

„Komm nur,“ drängte ich. „Die Ruder liegen ja darin und ich kann sie so gut handhaben wie John Rudd.“

Schließlich gab sie nach. Wir lösten die Kette, stießen das Boot mit einander ins tiefe Wasser und ich ruderte hinaus in die ruhige, klare See. Wie schön war es da in funkelnder Morgenjonne, wie glitzerten die kleinen Wellen und schlugen mit leise plätscherndem Ton an das Boot. Annie zog ihre Handschuhe aus und zog ihre Finger durch das Wasser, dann lehnte sie sich über die Brüstung des Rahnes und sah hinunter in die smaragdene Tiefe, während ich nach dem Ufer hin schaute. Wie lag das alles so deutlich und hübsch da unter dem warmen Sommerhimmeln: das Dorf mit seiner Handvoll Häuser, die über das Moor verstreuten Holzschuppen und das große Herrenhaus, umgeben von mächtigen Baumgruppen.

„Was ist das für ein Haus?“ fragte ich.

„Das große? Das gehört Mr. Rebruth, dem Besitzer der Kupfermine, ihm gehört beinahe alles, was Du rund herum siehst.“

„Wohnt er darin?“

„Ja, fast das ganze Jahr.“

„Er allein?“

„Er und seine Frau.“

„Sonst niemand?“

„Nein, ausgenommen in der Ferienzeit, wenn der junge Herr auf Besuch kommt. Gegenwärtig ist er da.“

In mir stieg eine Vermutung auf; ich fragte, wie der junge Herr eigentlich ausähe. Nach Annies Schilderung war es der Knabe, dessen Bekanntschaft ich vor wenigen Stunden gemacht. Ich sagte aber nichts davon und fragte nicht weiter. Annie sah in das Wasser hinab, während ich das Ufer betrachtete, dem entlang wir langsam hinfuhren. Plötzlich erblickte ich eine ungeheure schwarze Masse, welche wie ein großer finsterner Schatten zwischen mir und dem Horizont aufstieg. Ich fragte Annie, was das sei?

„Die Mine,“ antwortete sie.

Für sie umfaßte dies Wort eine ganze Welt, für mich hatte es noch keine Bedeutung.

„So, die Mine?“ sagte ich. „Ei, an die habe ich noch nicht gedacht, wir wollen landen und hineingehen. Wollen wir?“

Zu meinem Erstaunen erhob sie sich halb von ihrem Sitz und streckte wie abwehrend die Hand aus.

„Nein, nein!“ rief sie. „Wir wollen nicht. Nur nicht in die Mine!“

Ihr Gesicht war blaß geworden, ein Schauer durchlief sie, trotzdem sie in lichthem Sonnenschein stand.

„Was ist denn dabei?“ fragte ich. „Hast Du Angst davor?“

„Ja,“ erwiderte sie. „Die Mine kommt mir immer vor wie ein ungeheurer schwarzer Rachen, der einen verschlingen will. Ich sah große, starke Männer wie meinen Vater gesund und fröhlich hinuntersteigen und sah, wie sie heraufgetragen wurden, bleich und kalt, mit entstelltem, geschwärtztem Gesicht. O, rede nicht davon, ich kann's nicht ertragen!“

Sie schauerte zusammen und bedeckte die Augen mit ihren zitternden Händen, als ob sie das vor ihr aufsteigende Bild verdecken wolle.

Während dieses Gespräches ruderte ich immer weiter, so daß sich das Boot nun der Klippe gegenüber befand, auf welcher die Minengebäude lagen. Ich drehte den Bug des Rahnes uferwärts und zog noch einigemal kräftig aus, dann hob ich die Ruder und schaute auf. Wir hielten jetzt gerade vor der Klippe. Das Bild, welches sich uns von diesem Punkte aus darbot, war in der That ein höchst eigenartiges.

Auf dem Felsplateau befand sich der ganze äußere Apparat der Mine. Zuerst ein großes Kamin mit leicht rauchendem Schlot, dann ein zweites kleineres. Unten am Strande stand ein drittes, das an ein weißgetünchtes, einstöckiges Bureaugebäude angebaut war. Die Verbindung war durch schmale, zur Seite der Klippe über die Felsen hängende Leitern hergestellt; es gehörten wohl sichere Füße und ein heller Kopf dazu, sie zu besteigen, wenn unten die See tobte und ihren Gischt und Schaum über die eisernen Steige spritzte. Das Ganze, wie es so da lag, mit Kaminen und Gebäuden, Aufzügen und Winden, Rollen und Ketten, glich einem ungeheuren Spinnwebwerk, zwischen dessen einzelnen Fäden minenstaubbedeckte Arbeiter umherliefen, während auf schmalen Felspfaden, den zu betreten ein Fußgänger sich wohl kaum getraut haben würde, Maultiere mit ihren Reitern einhertrabten.

Mir wurde schwindelig vom bloßen Zusehen. Ich rief mir die Augen und sah wieder nach meiner Cousine.

Ihre Aufregung war gewichen, ihr Blick auf mich gerichtet.

„Ich hätte Dir nicht davon reden sollen,“ sagte sie, „es war thöricht, aber ich kann nicht dafür. Wenn ich an all die armen Männer denke, die schon tot da herauf gebracht wurden, und denke, daß auch der Vater da unten arbeitet, dann überläuft mich stets ein eisiger Schauer.“

„Aber es ist jetzt doch keine Gefahr da?“ sagte ich.

„Es ist immer Gefahr da,“ erwiderte sie. „Tom Penrubod sagte es und ich sprach heute mit dem Vater darüber, der aber lachte nur. Ich weiß von anderen, die auch gelacht haben — sie liegen jetzt auf dem Kirchhof da drüben.“

Das Thema, so traurig es war, hatte doch etwas ungemein Anziehendes für mich, es machte mich neugierig, mehr von den Geheimnissen der Tiefe zu erfahren. Was ich da vor mir sah, war ja nicht die Mine selbst, sondern nur deren äußeres Zubehör; der Hauptschacht, sagte mir Annie, münde dort auf der Klippe aus und sei mit einer Fallthüre zugedeckt, von welcher aus schwindelerregende Leitern hinunter in das gährende Dunkel führten.

Sechstes Kapitel.

Man darf nicht glauben, daß meine Verwandten, obschon sie mich zu sich genommen hatten, so gestellt gewesen wären, mir ein müßiges Leben erlauben zu können. Dies war durchaus nicht der Fall. Sie waren beinahe ganz auf des Onkels täglichen Verdienst angewiesen und der war schmal genug. Uebrigens war ich ja nun schon vierzehn Jahre alt, hatte eine gute Erziehung genossen und glaubte mich fähig, mein Brot selbst verdienen zu können. Es handelte sich nur darum, wie? Am liebsten wäre ich zur See gegangen, nicht als ob ich eine besondere Neigung hierfür gehabt hätte, es war mehr die in mir lebende vage Idee, daß dies der einzige Weg sei, Madeline jemals wiederzusehen. Ueberdies muß ich ehrlich gestehen, daß ich auf meine neuen Verwandten nicht besonders stolz war, auch nicht auf mein neues Heim, das so sehr verschieden von dem, das ich erst kurz verlassen. Zuweilen, wenn ich abends verstohlen meine Blicke über die Gestalt meines Onkels gleiten ließ, wie er in Hemdärmeln dafah und seine Pfeife rauchte, oder über meine strümpfstopfende Tante, dachte ich mir im Stillen, was wohl meine Schulkameraden sagen würden, wenn sie mich in dieser Umgebung sähen, und dann, ich muß es zu meiner Schande gestehen, schämte ich mich beinahe.

An einem solchen Abend war es, als ich meinen Wunsch, zur See zu gehen, laut werden ließ.

Meine Tante hob vor Schrecken die Hände in die Höhe. „Herr Jesus, was fällt dem Jungen ein!“ rief sie; „das hat er von seinem Vater. Zur See willst Du gehen, Du zur See? Wandern und fahren von einem Land zum andern und sterben unter fremdem Dach wie Dein armer Vater? Ein Seemann! Du lieber Himmel, wie kommt Dir das zu Sinn?“

Ich stotterte etwas von „selbst mein Brot verdienen wollen“, mein Onkel schnitt meine Rede jedoch kurz ab, indem er mich auf den Kopf tätschelte und sagte:

„Bist ein guter Junge, freut mich, daß Du so denkst. Dazu ist's aber nicht nötig, Seemann zu werden; kannst mit mir auf die Arbeit gehen, Hugh.“

„In die Mine!“ rief ich freudig, denn der Wunsch, in den Schacht zu steigen, war immer lebhafter in mir geworden, doch der Onkel schüttelte den Kopf.

„Nichts, nichts, Hugh, die Mine ist für starke, rauhe Männer wie ich, für so zarte Jungen paßt die Bureauarbeit besser.“

„Bureauarbeit?“ wiederholte ich mit merklich gedämpftem Eifer.

„Hast Du's schon in Ordnung gebracht, Vater?“ fragte die Tante.

„Ja wohl, Mutter. Ich sprach mit dem Herrn heute morgen. Nächsten Montag kann er eintreten.“

Und so geschah's. Montags darauf begann ich meine Arbeit als letzter Schreiber besonders freudig gerade nicht, aber doch mit dem wohlthuenden Bewußtsein, jede Woche sechs Schillinge zu den Kosten des Haushalts beitragen zu können. Anfangs ging's freilich schwer, ich murrte noch manchmal und machte mir und anderen das Leben sauer, die Zeit aber, die große Heilkünstlerin, heilte auch diese Wunde. Im Laufe der Monate begann das Andenken an Münster mehr und mehr zu erblasen, und wenn ich noch an Mabeline dachte, so gedachte ich ihrer wie eines holden Traumbildes. Nach und nach gelang es mir auch, in die Einförmigkeit meiner Tage einige Abwechslung zu bringen, wobei mir hauptsächlich mein Freund John Rudd an die Hand ging. Er stellte mir sein Boot zur Verfügung und ließ mir auch seine Flinte, einen alten, rostigen Vorderlader, den ich heimlich im Hause unterbrachte und abends nach gethaner Arbeit zu Schießübungen benützte.

Mein heißester Wunsch war aber immer noch der, einmal in die Mine hinunter zu dürfen. Es ließ mir keine Ruhe, stets sah ich den schwarzen, gähnenden Schacht vor mir, ob ich des Tags am Pulke sah oder nachts zu Bette lag. Je mehr ich davon sprechen hörte, desto mehr gelüftete es mich, dies „Tief unter der Erde“ einmal selber schauen zu dürfen. Wie oft schon hatte ich den Onkel darum gebeten, immer aber hatte er es mir rundweg abgeschlagen. Endlich, es war an einem Sonntage, sagte er zu meiner unbeschreiblichen Freude:

„Du kannst heute mit mir einsteigen, Hugh.“

Wie Annie dies hörte, wurde sie blaß wie die Wand.

„Thu's nicht, Vater, thu's nicht!“ bat sie flehend.

Der Onkel lachte.

„Herrgott, Mädel,“ sagte er, „was Du für ein furchtjames Ding gibst! Bist mir eine schöne Bergmannstochter! Der Junge soll ein Mann werden und keine Milchsuppe. Na, mach Dich fertig, Hugh, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Das erste, was nun zu thun, war, einen der Minenarzüge meines Onkels anzuziehen und einen seiner breiten Schlapphüte aufzusetzen. Das war bald geschehen. Als ich so angethan in die Küche trat, erklärte der Onkel mit vergnügtem Nicken, daß ich „jeder Zoll ein Miner“ sei. Es war ein stolzer Moment für mich, ich fühlte, daß ich kein Knabe mehr sei, und lachte mit dem Onkel über die blaffen Wangen Annie's und die traurigen Augen der guten Tante.

Der Onkel gab mir ein halbes Duzend Lichter, befahl mir, sie in die Tasche zu stecken und dann schieben wir mit freundlichem Abschiedswort an die Frauensleute.

Als wir am Bureaugebäude vorbei nach der Klippe gekommen und an der Fallthüre des Schachtes 'angelangt waren, begann mein Herz doch zu klopfen.

„Nun paß hübsch auf und halt Dich brav, Junge,“ sagte der Onkel. „Es wäre eine üble Sache, wenn Du mir anfangen würdest zu zittern, wie die Annie zu Hause. Bist Du's sicher, daß Dich keine Angst überfällt?“

„Ganz sicher, Onkel!“ erwiderte ich, nach der Leiter sehend, die aus schwarzer Tische zur Fallthüre emporstieg.

„Soll ich zuerst hinuntersteigen?“ fragte ich.

„Nur langsam, langsam, mein Junge,“ gab er zur Antwort. „Gib mir erst eins von den Lichtern.“

Ich reichte es ihm, worauf er es anzündete und auf meinen Hut steckte. Dann zündete er eine zweite Kerze für sich an und begann nun die Leiter hinunterzusteigen. Ich folgte ihm.

Das erste, was ich gewahrt wurde, war die ungeheure Kolbenstange einer Dampfmaschine, die schwer arbeitend eine ganze Eintausend von Wasser heraufschaffte. Auf der andern Seite sah ich durch die Spalten einer Bohlenwandung vollgeladene Körbe ihren aufsteigenden Gefährten nachfolgen. Wir befanden uns jetzt, von Gerüst zu Gerüst absteigend, zwischen zwei Schächten. Das Tageslicht war vollständig verschwunden und wir ganz auf unsere Kerzen angewiesen, deren ungewisser Schein nur spärliches Licht in die dämmernde Finsternis des Abgrundes warf.

Nachdem wir noch weitere zwei oder drei beinahe senkrecht hängende Leitern heruntergestiegen waren, kamen wir zu einer Plattform und machten Halt.

„Nun, wie geht's, Junge?“ sagte der Onkel, seine flackernde Kerze über den Kopf haltend und mir ins Gesicht sehend.

Ich lachte und beeilte mich, ihn zu versichern, daß alles in Ordnung sei, obgleich ich in Wahrheit doch etwas von

Annie's Kengstlichkeit in mir verspürte. Wir rasteten mir zu liebe kurze Zeit, dann nahm der Onkel eine neue Kerze und steckte sie auf meinen Hut.

„So, Hugh,“ sagte er, „jetzt geht's weiter, halt Dich gut an der Leiter und hab' acht.“

Ich versprach, mein bestes zu thun, und wir setzten unsern Abstieg fort, er voran, ich hintendrein. Wir stiegen erst eine Leiter hinunter, dann eine zweite, bis wir wieder zu einer Plattform gelangten, wo ein weiterer Halt gemacht wurde.

„Was ist da unten?“ fragte ich meinen Onkel, der mich wieder neugierig betrachtete, um zu sehen, ob ich keine Angst verspüre.

„Was da unten ist, Junge?“ erwiderte er. „Wasser ist's, das in die Mine dringt. Die Maschine pumpt es aus und vielleicht noch ein gut Teil menschlicher Gebeine mit.“

Wir stiegen noch einige Leitern hinab und hielten wieder, diesmal, um in eine der vielen Seitengalerien einzubiegen. Dieselbe war etwa sieben Fuß hoch, aber so schmal, daß zwei Personen nur knapp neben einander vorbei passieren konnten; unsicher flackerten unsere matt brennenden Kerzen in der heißen, dumpfen, dampfgeschwängerten Atmosphäre.

Die überdrückende Luft des Raumes begann auf mich einzuwirken, sie legte sich beengend auf meine Brust, der Schweiß lief über mein Gesicht, meine Kleider waren voll Erbspuren, Anschlitt- und Rosttropfen. Mein Onkel, der nicht besser aussah wie ich, aber doch freier atmete, schlug einen Halt vor. Ich setzte mich auf den Boden, während er die beinahe ausgegangenen Kerzen wieder erneuerte.

In der tiefen Stille, die uns umgab, vernahm ich jetzt einen festsam unheimlichen Ton, es klang wie ferne, dumpfe Wehklage. Nachdem ich einige Zeit gelauscht, fragte ich den Onkel, was das sei.

„Das ist das Meer,“ erwiderte er, „es rollt seine Wogen über unseren Häuptern.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Verbreitung des blonden und des brünetten Typus in Mitteleuropa

hat Professor Virchow in einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin sehr interessante Mitteilungen gemacht. Dem Beispiele, das Deutschland und insbesondere die anthropologische Gesellschaft durch umfangreiche Untersuchungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der deutschen Schulkinder gegeben hatte, sind inzwischen Belgien, die Schweiz und Oesterreich gefolgt. Es sind in dieser Hinsicht jetzt zehn Millionen und nahezu achtzigtausend Schulkinder in den vier Staaten untersucht. Darnach stellt sich heraus, daß von den Schulkindern überhaupt in diesem Gebiete mehr als 1/4 dem blonden, etwas mehr als 1/2 dem brünetten, die Hälfte aller Schulkinder in Mitteleuropa also den Mischtypen zufallen. In Deutschland gab es 31,80 Prozent Blonde, 14,5 Prozent Brünnette, in Oesterreich nur 19,79 Prozent Blonde und 23,17 Prozent Brünnette, in der Schweiz endlich nur 11,10 Prozent Blonde und 25,70 Prozent Brünnette. Den Blonden werden nur diejenigen zugerechnet, welche die Merkmale der Germanen, nämlich blondes Haar, blaue Augen und weiße Haut haben, während als Brünnette gelten, die braune Augen, schwarzes oder dunkles Haar und dunkle oder helle Haut besitzen. Graue Augen zählen weder zu dem einen noch dem andern Typus. In Deutschland zeigt sich eine sehr regelmäßige Abnahme des blonden und eine entsprechende Zunahme des brünetten Typus von Norden nach Süden, so daß Norddeutschland zwischen 43,35 (Schleswig-Holstein) und 33,5 (Lippe-Deimold), Mitteldeutschland zwischen 32,5 (Rheinl. L.) und 25,29 (Rheinl. a. L.), Süddeutschland zwischen 24,46 (Württemberg) und 18,44 (Elsaß-Lothringen) Blonde zeigt, während dagegen die Zahl der Brünnetten in Süddeutschland zwischen 25 und 19, in Mitteldeutschland zwischen 18 und 13, in Norddeutschland zwischen 12 und 7 Prozent schwankt. Noch jetzt stellt Norddeutschland das eigentliche Land der Blonden dar, insbesondere Schleswig-Holstein, Oldenburg, Pommern, beide Mecklenburg, Braunschweig und Hannover, wo zwischen 43,35 und 41 Prozent Blonde sind. Das Vorwiegen der letztern in Mecklenburg, Pommern und selbst in Ostpreußen, wo man eigentlich den brünetten slawischen Typus erwarten sollte, erklärt sich aus einer starken Rückwanderung der Deutschen, die in der Karolingerzeit ihren Anfang nahm und jetzt noch nicht ganz abgeschlossen ist. Aus den vereinigten deutsch-schweizerischen Erhebungen geht ferner mit überraschender Klarheit hervor, daß eine breite Zone der Hellfarbigkeit vom Main bis zum Bodensee und Allgäu geht, und daß sich daran eine noch mehr abgeschwächte, aber scharf begrenzte Zone anschließt, die über die schwebische Alp und den Schwarzwald Oberelsaß und die Nordschweiz erreicht, sich von da über den Aargau, die Kantone Bern, Uri und Schwyz bis in das Hochgebirge erstreckt und noch darüber hinaus die Kantone Wallis und Tessin umfaßt. In den betreffenden Zahlen läßt sich die schwäbisch-alemannische Bewegung in großen Zügen erkennen, wenn auch seltsam ist, daß die Blonden in den scheinbar reinsten Teilen der Zentralalpen so spärlich angetroffen werden. Dieselbe Erscheinung tritt in einem zweiten Arm der alemannischen Strömung zu Tage, dem, welcher die Einbruchspforte nach Italien durch das Ober-Inn- und das Etschtal gefüllt hat. Am meisten überrascht die Stärke der brünetten Mischung in dem bayrisch-österreichischen Donaugebiet. Nur auf dem rechten Donauufer, in Niederösterreich und von da bis nach Währen und Böhmen hinaufgreifend, erscheint eine deutliche Abnahme der Brünnetten und eine entsprechende Zunahme der Blonden; das trifft insbesondere zu für Waidhofen a. d. Th., Nikolsburg und die Stadt Znaim. In sehr merkwürdiger Weise sind ferner dem blonden Typus zugewandt die steirischen und kärntnerischen Schulbezirke, insbesondere Bruck, Judenburg, Murau, Wolfsburg, Windischgrätz und Gills. Die ausgedehnte Dunkelung der mittel- und süddeutschen Stämme erklärt Virchow aus einer Mischung mit anderen, mehr oder weniger brünetten Völkern, insbesondere den Wallonen, Rhätiern, Latintern und Italienern, Slowenen, Tschechen und Walachen.

Prinz Karneval.

Humoristische Erzählung

von

B. Stell.

(Schluß.)

Schon vor zwei Uhr wogte eine bunte Menschenmenge auf dem Plage auf und ab, alle Fenster am Plage waren dicht besetzt und das Geheimnisvolle an der ganzen Sache hatte die Neugierde auf das höchste gestachelt. Alle möglichen Mutmaßungen tauchten auf und es war für die erregten Gemüter eine wahre Erleichterung, als die Musik, diesmal in Harmonie einen feierlichen Marsch spielend, auf die Tribüne stieg, gefolgt von dem gravitätisch schreitenden Facanapa mit seinen Begleitern. Er nahm auf dem erhöhten Stuhle Platz, neben ihm seine Begleiter.

Die Musik schwieg, als er sich erhob. Beinahe wäre er aus der Rolle gefallen und in ein lautes Lachen ausgebrochen, als er diese Menge sah, Dominos, Charaktermasken, Harlekins, Leute in gewöhnlichem Anzug, die alle zu ihm (daß es Francesco war, brauche ich wohl nicht zu sagen) lautlos emporstarrten, Außerordentliches erwarteten und bald ziemlich enttäuscht werden sollten. Doch er faßte sich und begann mit seiner hellen, wohlklingenden Stimme:

„Im Namen Seiner Hoheit des Prinzen Karneval, jetzt einziger und unantastbarer Regent in Italien und der zivilisierten Welt, gebiete ich, sein Kanzler und Stellvertreter, Ruhe und Achtung vor seinem Repräsentanten! Wer sich meinen Anordnungen widersetzt, wird für die ganze Dauer seiner Regierung bis zum Aschermittwoch aus aller Lust und Freude gebannt und alle seine Anhänger und treuen Vasallen müssen solchen Frevel von jeder Unterhaltung ausschließen, ihn meiden und wenn er doch erscheint, wenn er solche Frechheit hätte, ihn durch allen möglichen Spott und Hohn schädigen und vertreiben!“

„Pumm! Pumm! Pumm!“ sagte die große Trommel, wichtig geschlagen.

„Nun muß ich euch allen traurige Mär künden! Voll blaffen Reides über die fröhliche, ungebundene Lustigkeit, die Seine Hoheit bei seinem Regierungsantritte über alle Lande verbreitete, haben sich finstere Dämonen verschworen, ihn zu stürzen, und brachen aus den finsternen Höhlen der Abruzzen hervor, ihn und seine treuen Vasallen zu vernichten. Seine Hoheit, die Gefahr übersehend, die ihn schon einmal bedrohte, sammelte, was er im Augenblick an verfügbaren Kämpen hatte, und an ihre Spitze stellte er einen schon erprobten, von Humor und Witz durchdrungenen Feldherrn. Ihr kennt ihn alle, den fröhlichen, tapferen Luigi Buonomo!“

Allgemeines Gemurmel, würde man in einem Sitzungsberichte sagen. Niemand von allen denen, die zuhörten, verstand, wie dies enden sollte!

„Luigi Buonomo, von fröhlichem Mute besetzt, leistete dem ehrenvollen Rufe sofort Folge. Gestern war die Schlacht, an den Grenzen der Abruzzen wurde, dank seinen umsichtigen Vorkehrungen und seinem lustigen, fröhlichen Vorgehen, der Sieg errungen, ein glänzender Sieg, aber teuer erkauft; der Feldherr, der edle Luigi Buonomo, lag, von Wunden bedeckt, auf dem Schlachtfelde!“

Hier erstreckte Schluchzen die Rede des ehrwürdigen Kanzlers, Arlecchino und Pulcinella schluchzten überlaut, besonders der erstere, der gute verummte Luigi, und die Musik intonierte gedämpften Tones einen Totenmarsch. Die versammelte Menge gaffte und verstand immer weniger von der ganzen Sache.

„Doch, Heil aller Freude, er ist wohl schwer verwundet, aber er lebt. Die Leibärzte Seiner Hoheit geben sichere Hoffnung auf Genesung, aber nur, wenn er im Stande ist, seine Heilung in Corfu und Aegypten zu suchen.“

„Er muß gerettet werden, die Ehre aller fröhlichen Anhänger des Prinzen Karneval kommt hier ins Spiel, ihren erprobtesten Kämpen dürfen sie nicht fallen lassen, damit sind alle einverstanden, aber die Badekuren und Reisen kosten viel Geld und in den Kassen Seiner Hoheit herrscht Ebbe! Wie nun helfen? Da hat der ausgezeichnete Finanzminister Cassarwota ein vorzügliches Mittel, dem abzuhelfen, gefunden: unser tapferer Feldherr soll sich auf seine eigenen Kosten heilen lassen. Und dieses wurde von Seiner Hoheit dem Prinzen Karneval allergnädigst bewilligt.“

„Aber wie machen? In den Kassen Luigi Buonomos herrscht die gleiche Ebbe! Guthaben, ja Guthaben hat er viel, aber in der Zeit des Karnevals solche zu erheben, hieße die wackeren Kämpfer des Prinzen schwächen. Darum hört, was beschlossen wurde, beschlossen im geheimsten Räte, bewilligt von allen, die etwas dazu zu sagen hatten, wir wollen die Rechnungen, mit richtigem und gültigem Endossement an den Inhaber, respektive Käufer, der ihm das unbedingte Recht zum Bezuge des Betrags gibt, hier zum besten des verwundeten Kämpfers veräußern!“

„Pumm! Pumm! Pumm!“ sprach die große Trommel und mit der gleichen Harmonie oder vielmehr Disharmonie, die am Morgen begonnen, fiel die Musik ein.

Und dies war not! Eine fröhliche Unterhaltung, eine Pantomime, eine Vorstellung, eine Tombola mit allem Zubehör erwarten und eine Versteigerung von Rechnungen eines Kaufmanns zu finden, bei der noch manchem unheimlich wurde — das war mehr als selbst das phlegmatischste, gemüthlichste Publikum hätte ertragen können, geschweige



denn das heißblütige Italiens. Faule Eier, faule Zitronen und Pomeranzen, Äpfel u. s. w. hätten bald den edlen Kanzler, seine Begleiter und die schön geschmückte Tribüne bedeckt und der Sache ein Ende gemacht, wenn nicht die Verschworenen des Hotels Bartolos in weiser Voraussicht der Dinge, die da kommen konnten, ihre Maßregeln gut getroffen, manche eingeweicht und durch geschickte Verteilung unter den vielen Menschen, die die Piazza grande bedeckten, im Kleinen den beginnenden Aufruhr dämpften; im Großen that es die haarsträubende Musik und schließlich noch die groteske Gestalt des Kanzlers Facanapa, der hoch aufgerichtet in seinem barocken Kostüm auf der Tribüne stand und seine Arme wie segnend über die Menge ausstreckte.

Diese beruhigte sich nach und nach, die Freunde Buonomo wirkten nach Kräften und manche schwiegen, weil sie sich die Ohren zuhalten mußten, bis auf ein Zeichen Facanapas die Musik aufhörte.

„Ich danke euch, edle und wackere Anhänger Seiner Hoheit des Prinzen Karneval für den frenetischen Beifall, den ihr meinem Edikte zolltet.“ (Hier wäre „allgemeine Heiterkeit“ in einem andern Berichte zu bemerken.) „Die Zeit drängt, Arlecchino, mein Geheimschreiber, erhebe Dich und ziehe eine Rechnung aus der Urne.“

Arlecchino, alias Luigi Buonomo, dem bei der Sache nicht ganz wohl war, erhob sich mit komischer Grandezza, zog einen Zettel aus der riesigen Urne und überreichte ihm mit tiefer Verbeugung dem Kanzler Facanapa, der ihn langsam entfaltete.

„Das Glück hat einen würdigen auserlesenen. Der erste ist unser Freund Giovanni Falsavin, Gastwirt allhier, für gelieferte Ware hundertundfünfzig Lire! Wer bietet?“

Im ersten Augenblicke verblüfft, geriet der Gastwirt gleich in wütenden Zorn. War er schon den ganzen Tag voll Gift und Galle wegen der guten Geschäfte, die sein Konkurrent machte, so schlug dies vollends dem Faß den Boden aus. Sprudelnd vor Aerger brüllte er zur Tribüne hinauf:

„Was habt ihr Gaukler und Schwindler mit meinem Namen zu thun! Das ist ein Komplott, ein Kniff des heimtückischen Bartolo, dem ich noch alle Knochen im Leib zerbreche! Ihr Spitzbuben, Briganten —“

„Pumm! Pumm! Pumm!“ sagte die große Trommel, und gleichzeitig wurden von allen Seiten Rufe laut. „Stille! Maskenfeste! — Im Karneval ist alles erlaubt! — Spaß verstehen!“ — und so weiter; die Freunde Luigis wirkten gut!

„Wie könnt Ihr es wagen, Giovanni Falsavin, unsere Amtshandlungen zu unterbrechen? Sollen wir zur Strafe Interdikt und Bann über Euern Gasthof aussprechen, kraft unserer Gewalt als Kanzler Seiner Hoheit des Prinzen Karneval, der jeden Freudenstörer als Majestätsverbrecher betrachtet? Stille gebiete ich, und frage nochmals wer bietet?“

„Hundert Lire!“ sagte Bartolo mit kräftiger Bassstimme. „Habe ich's nicht gesagt?“ kreischte Falsavin. „Der Bratenverberber, der Kafen für Hajen bratet, der Schuft steckt im Komplott! Was gehen Dich meine Rechnungen an, Puschler!“

„Was sie mich angehen, Freund Giovanni? In Glas und Rahmen laß ich sie fassen und in meinen Speiseaal hängen, zur Unterhaltung meiner lieben Gäste! Und wenn sie eine Weile dort waren, dann wirst Du eingeklagt und mußt sie schließlich auf den Keller zahlen. Ich bekomme mein Geld schon und noch vielen Spaß dazu!“

Giovanni sah sich in einer Sadgasse, seinem Feinde durfte er die Rechnung durchaus nicht lassen, das war ihm klar; denn daß dieser seinen Vorsatz ausführen würde, und viele Gäste nur des neuen Bildes halber zu Bartolo gehen würden, dies alles wußte er genau.

„Hundertundzwanzig!“ brüllte er. „Allgemeines Gelächter, noch übertönt von Bartolos Stimme.“

„Schämst Du Dich nicht, trauriger Weinpantser, weniger zu bieten als Du schuldest! Ich biete den Betrag. Hundertundfünfzig Lire!“

„Bravo, edler Bartolo, guter und getreuer Vasall, ich sehe, in Euch haben wir uns nicht getäuscht! Also hundertundfünfzig zum ersten — zum zweiten — zum —“

Hier galt kein Besinnen.

„Hundertundsechzig!“ schrie Giovanni.

„D, der Spaß ist mir um hundert Lire nicht feil!“ lachte Bartolo, „ich gebe zweihundert, das verdiene ich doppelt und dreifach wieder!“

Das Publikum fing an Freude an der Sache zu gewinnen. „Bravo, Bartolo!“ tönte es dort. „Su, su, Giovanni, auf ihn, nicht nachgegeben!“ von anderer Seite. „Zweihundertundzehn!“ leuchtete der; „zweihundertundfünfzig!“ sagte Bartolo gemächlich.

Das ging dem Gegner über den Spaß. Ein schlechter Tag, der Konkurrent einen sehr guten; auf seiner Seite Spott und Hohn, alle Lacher auf der andern! Die verfluchte Rechnung! wie oft war Luigi bei ihm gewesen, und er hatte ihn achselzuckend verdrößt, nur weil er bei seinem Konkurrenten zum Essen ging. Und jetzt! Doch was half's.

„Zweihundertundsechzig!“ schrie er, kirchbraun vor Wut.

Ein leichtes Augenblinzeln Facanapas bewog Bartolo zu sagen: „Nun, es thut mir leid, der Spaß hätte mir Freude und Nutzen gebracht! Aber da wir so gute Nachbarn sind, will ich nicht weiter bieten!“

„Also zweihundertundsechzig zum ersten — zum zweiten — zum dritten und letztenmal!“ — „Pumm! Pumm! Pumm!“ der wohl instruirten großen Trommel. — „Herr Giovanni Falsavin wird gebeten, sich herauf zu bemühen, unser Finanzsekretär Pulcinella wird den Betrag in Empfang nehmen!“

Wohl oder übel, Giovanni mußte unter dem Beifallklatschen der Zuschauer hinauf, wo Pulcinella den Deckel der Kassette aufklappte, das Geld mit freudlicher Verbeugung einstrich und Facanapa ihm feierlich die Rechnung überreichte. Er sprang die andere Treppe hinab, drohte Bartolo mit der Faust, der ihm, im höchsten Grade vergnügt, freundlich zunickte und, sich durch die lachende Menge Bahn brechend, verschwand er in seinem Gasthose, wo ihn seine Gattin Marietta, als Kantippe berühmt, mit einem Besenstiele in der Hand erwartete.

„Unser Spiel ist gewonnen!“ flüsterte Francesco leise Luigi zu und laut sprach er:

„Geheimschreiber Arlecchino, warte Deines Amtes, ziehe eine neue Rechnung!“

Allgemeine Spannung! Langsam entfaltete der Kanzler das Blatt.

„Alle Achtung!“ sprach er, gravitätisch seinen Hut lüftend, „der Graf Achille Cesare Alessandro Scaramuzzo! Für Waren zweihundert Lire! — Wer bietet?“

Ein Murmeln zuerst, dann wurden verschiedene Stimmen laut: „D, der eifersüchtige Tiger!“ — „Der eigentümliche Kauz, der seine schöne Frau immer unter Schloß und Riegel hält.“ — „Die magere Stange, die ausfließt, wie Don Quijote!“ — „Und der niemand in sein Haus läßt!“ — „Ohe Emilio, das wäre etwas für Dich! Du schleichst ja immer ums Haus herum. Du wartest nur ab, bis der Alte fert ist und dann präsentirst Du die Rechnung; das kann Dir niemand wehren!“

„Per bacco! Du hast recht! Ein genialer Einfall!“ lachte der Angeredete, eine schöne, schlankte Gestalt in elegantem blaueidernen Domino; „ich biete zweihundert Lire!“

„Zweihundertundzwanzig!“ krächzte sofort eine etwas heisere Stimme, die einem in schwarzen Domino, der um die Schultern schlotterte, gehüllten langen Manne angehörte. „Sieh, sieh, ein Nebenbuhler! Nun denn, dreihundert und fertig!“

„Drei hundert und dreißig.“

„Oho, die Sache scheint teuer zu werden! Nun denn, so leicht gebe ich nicht nach. Vierhundert Lire!“

„Und dreißig!“

„Ja, meiner Seel, das ist zu viel! Es gibt wohl andere Mittel und Wege.“ lachte der Blauseidene.

„Vierhundertunddreißig zum ersten — zweiten — und letztenmale. Der geehrte Herr möge die Güte haben, die Rechnung hier zu empfangen!“

Die lange Gestalt ging die Treppe herauf, unter dem fröhlichen Gelächter der Anwesenden, die sofort den Conte Scaramuzzo erkannt hatten. Er zahlte und empfing die Rechnung.

„Wollen Sie dem Herrn Grafen in unserem Namen unsere höchste Achtung und Ehrerbietung aussprechen, wenn Sie ihn sehen!“ sprach der Kanzler. Luigi flüsterte dem zu: „Recht geschieht es ihm. Ein schwer reicher Mann, dem ich dreimal geschrieben und gebeten, zu zahlen, ohne nur eine Antwort zu erhalten!“ Dann stand er auf, die dritte Rechnung zu ziehen.

„Herr Tejero, für Waren neunzig Lire. Zu bemerken ist noch, daß dieser ganz ungerichtlich zwanzig Lire abzuzwacken sucht, und daß gerichtliche Schritte eingeleitet sind, die bis jetzt zehn Lire Kosten ergeben haben! Wer bietet?“

„Das sieht dem elenden Wucherer gleich.“ — „Dieser Vampyr!“ — „Der Leuteschänder und Betrüger!“ Diese und kräftigere Ausdrücke wurden laut.

Der, dem sie galten, stand bei einigen seiner Helfershelfer und hörte, obgleich erschrocken, mit höhnischem Lächeln zu. Eine unterlegte, eher kleine Gestalt mit schiefen Beinen, zeigte sein gemeines Gesicht mit Hasennase und den schielenden Augen, daß die öffentliche Meinung wohl recht hatte, denn Habgier, List und Gemeinheit waren deutlich darauf ausgeprägt.

Nicht weit von ihm stand ein junger Mann mit sehr intelligenten Gesichtszügen, Dr. Glattli, der erste Advokat der Stadt. Beide waren in gewöhnlichem Anzuge.

„Das ist etwas für mich,“ bemerkte Dr. Glattli, „ich biete hundert Lire!“

Häßerfüllt schaute ihn der Wucherer an, als ob er ihn töten wollte; er fürchtete den schneidigen Advokaten, und bot fünf Lire mehr.

„Nein, so billig kann ich ein so schönes Geschäftchen nicht lassen, den Mann wünsche ich mir schon lange vor Gericht, um ihn einiges zu sagen. Hundertundfünfzehn!“

Obgleich nun der Jude eigentlich nur höchstens hundert Lire zu zahlen hatte, so fürchtete er sich doch, die Rechnung dem Advokaten zu überlassen; man konnte nicht wissen, was der im Sinne hatte, und der Wucherer ließ sich nur auf Prozesse ein, deren günstiger Ausgang für ihn sicher war. So trieb ihn denn Dr. Glattli zum großen Gaudium der Zuhörer bis auf hundertundvierzig Lire, worauf er es ihm überließ, unter Rischen und Heulen der Zuschauer die Rechnung auf der Tribüne zu holen.

Diese fingen an Geschmach an der Sache zu finden. Einige, die kein ganz gutes Gewissen in Bezug auf das Contobuch Luigis hatten, sahen freilich die Sache etwas be-

denklicher an, aber das große Publikum nahm lebhaften Anteil und die Bißworte flogen hin und her, als der Kanzler einen neuen Zettel entfaltete und verkündete:

„Herr Doktor Bugalu! Für eine Kleidung hundertunddreißig Lire! Wer bietet?“

„Das muß billiger Stoff gewesen sein, der dem Dickwanst um den Preis eine Kleidung gab!“ lachte der eine. — „Richtig, von seinen Pillen lebt der freilich nicht!“ ein anderer. — „Doch, gerade von denen und seinem anderen Puschzeug; aber essen thut er sie freilich nicht!“ ein dritter und so ging es weiter.

Bugalu, ein unterlegter, stiernadiger, schmerzbäuchiger Mann mit tüchtlichem Kaunengesicht, war ein zu Grunde gegangener Apotheker, der sich auf den Geheimmittelschwindel verlegt hatte und, teils mit eigenem Geschmier, teils durch Fälschung schon bestehender sogenannter Arzneimittel, dieses Feld mit großem Erfolg bebaute. Er stand, hinter den Vorhängen verborgen, an einem Fenster seines Hauses an der Piazza grande und hörte, höhnisch lächelnd, allen den Wägen zu. Ihn, der infolge seines Geschäftes oft mit den Gerichten in schwere Konflikte geraten war, kümmerte die öffentliche Meinung nichts; er wußte, daß er da nichts zu verlieren hatte.

„Nun, wer bietet? Halt, ich vergeß noch etwas. Es liegt hier noch ein Brief bei der Rechnung. Herr Bugalu bietet zum Ausgleich derselben: erstens zwölf Flaschen Wunderelixir! Daselbe hilft gegen alle und jede Krankheit. Am Morgen genommen, dient es Lungen-, Leber- und Nierenleidenden, am Mittag ist es vorzüglich für alle Magenleidenden, besonders empfehlenswert, um den zu starken Appetit zu mildern, abends hilft es gegen alle Kopf- und Nervenleiden. Kranke heißt es, Gesunde macht es gesunder und erleichtert auch das Sterben! Ferner zwölf Schachteln Pillen von gleicher Wirkung für solche Patienten, die Pillen vorziehen. Diese sind auch sehr gut für den Haartwuchs. Drei bis vier täglich genommen und die kahle Platte sanft mit der Villenschachtel gestreichelt, bringt in kürzester Frist den schönsten Haartwuchs hervor. Zerstoßen vertilgen sie Wanzen und Flöhe und sonstige Raubtiere! — Kann man denn mehr verlangen? Wer bietet?“

„Wenn ich ihn zwingen könnte, seine Pillen samt den Schachteln zu fressen und das Wunderelixir nachzuschütten, würde ich herzlich gerne zahlen!“ knurrte ein blasser, krank aussehender Mann.

„Mut, Mut, lieber Freund!“ sprach ermunternd Facanapa. „Gegen eine kleine Extravergütung thut er es vielleicht!“

„Nein, ich will nichts mit ihm zu thun haben; wenig fehlte und seine Mittel hätten mich unter den Boden gebracht.“

„Also niemand? Hm, hm, höchst bedenklicher Fall! Nun, legen wir ihn einstweilen beiseite, der nächste wird besser sein. — So, wen haben wir da? Herr Sordido für Rock und Mantel vierzig Lire! Wer bietet?“

„Ha, ha, besser nicht, aber schlimmer!“ lachte ein Domino. „Sordido ist der alte Filz, der im Gäßchen im vergitterten Hause wohnt, über eine Million in Gold dort liegen hat, aber sein Haus allen verschleßt, ohne Diener allein lebt, von altem Brot und gesunden Früchten. Aus dem Geizhals bringt selbst der Teufel keine Lire heraus!“

„Corpo di Bacco! eine Million in Gold!“ tönte eine starke Bassstimme über den ganzen Platz. „Beppo, wie viel Geld hast Du noch?“

Alle wandten sich nach der Richtung, von welcher die Stimme kam. Dort standen auf einer Treppe, allen sichtbar, zwei große breitschulterige Männer von finstrem, unheimlichem Aussehen. Aus den von struppigen pechschwarzen Bärten bedeckten Gesichtern funkelten tüchtig blinkende Augen; der hohe, spitze Hut war tief in die Stirne gedrückt, die zerfetzten Mäntel zeigten den mit Dolchen und Pistolen besetzten Gürtel mehr, als daß sie ihn verbargen. Echtes Briganten, die jeder pflichttreue Richter ohne Gewissensbisse auf bloßes Ansehen hin auf ein paar Jahre auf die Galeere geschickt hätte.

„Wie viel Geld? Nun, vom letzten Geschäfte her habe ich noch etwa dreißig Lire!“ erwiderte der andere, von einem starken Rippenstoß seines Gefährten unterbrochen, der ihn ansahrie:

„Schweig, Esel! Was gehen diese Leute unsere Geschäfte an! Dreißig und ich etwa fünfzig; das läßt sich machen. Ich biete vierzig Lire!“

„Brav, wackerer Mann! laßt Euch nicht einschüchtern, auch ein Geizhals zahlt; man muß nur mit ihm zu reden verstehen. Also vierzig Lire zum ersten — zum zweiten — und zum —“

„Und eine halbe!“ krächzte ein mageres, gebücktes Männlein, in fadenscheinigen, verbläuten Domino gehüllt.

„Was, was, eine halbe? Glaubt denn dieser freche Domino uns, den Kanzler, höhnen zu können? Unter fünf Lire nehmen wir kein Gebot an! Also?“

„Zuschlag, Zuschlag, Kanzler!“ brüllten beide Banditen zugleich.

„Fünfundvierzig!“ der Domino.

„Das ist nicht recht zugegangen, nicht wahr, Beppo, aber gleichgiltig, machen wir ein Ende, etwas Zinsen schlagen wir schon heraus, he? Fünfundfünfzig! — Jetzt Zuschlag!“

„Nur etwas Geduld, werthe Herren! Ihr Gebot also zum ersten — zum zweiten —“

„Sechzig!“ ächzte endlich, beinahe von Thränen erstickt, die Stimme des guten Sordido, während alles ringsum

Bravo rief und vor Vergnügen über die dem stadtbekanntem Fülz auferlegte Buße lachte.

Ein leichter Wink Facanapas bedeutete den Banditen, das „grausame Spiel“ aufzugeben; er hatte schon gefürchtet, es sei zu weit gegangen.

„Jetzt ist es genug, sonst bleibt uns kein Geld mehr für heute abend. Es ist eben auf ein anderesmal, Beppo!“ Der Domino schlich die Treppe hinauf, zog ein Beutelein hervor und begann langsam zu zählen.

„Etwas schneller, edler Herr, etwas schneller, wir können nicht bis morgen hier bleiben! Halt, das sind zwei falsche, die kann ich nicht brauchen! So, jetzt ist's in Ordnung!“

So ging die Versteigerung weiter. Selbstverständlich waren die Rechnungen sorgfältig ausgewählt worden. Nur unpopuläre Personen wollte man auf dem Plage ausdrufen, das war der erste Beschluß des Kreises vom Hotel Bartolo gewesen. Dazwischen aber, um die Sache zu mildern, hatten sich einige Freunde Luigis bereit erklärt, auch auf den Spaß einzugehen. Diese boten, sowie ihre Namen aufgerufen wurden, gleich den Betrag, gingen lachend die Treppe hinauf und unter Verbeugungen gegen den Kanzler und gegen das Publikum, das ihnen Beifall klatschte, nach geleisteter Zahlung, vergnügt wieder herunter.

Da schlug die sechste Stunde. Der Kanzler Facanapa erhob sich würdevoll, die Trommelschläge dröhnten und als Stille eingetreten, sprach er:

„Wohledele und getreue Bürger! Nehmt unsern Dank, daß ihr uns so getreu beigestanden, wir werden euch und eure Gesinnung Seiner Hoheit zu rühmen wissen. Aber heute um neun Uhr beginnt der große Maskenball, und mancher von euch wird noch Vorbereitungen zu treffen haben. Fern sei es von mir, ein Fest zu stören, das zur Verherrlichung des Prinzen Karneval dient. Ich hebe deshalb für heute unsere Amtshandlung auf und bestimme deren Fortsetzung auf morgen früh um die neunte Stunde! Erscheinet zahlreich. — Und nun noch zwei Punkte, die ich erwähnen muß. Erstens: Sollte uns jemand in Angelegenheiten Seiner Hoheit des Prinzen Karneval sprechen wollen, so sei ihm kund und zu wissen, daß wir heute bis nach Mitternacht Audienz erteilen. Der Gartensalon des Hotel Bartolo ist das Wartezimmer, das anstoßende Gemach unser Audienz-zimmer, wo wir der Reihe nach die Besucher, aber nur im Domino, empfangen werden. Und zum zweiten: Seht, was euch unser erlauchter Gebieter sendet!“

Bei diesen Worten kamen aus einer Nebengasse zwei reichgeschürzte Maulesel, die auf einem Wagen ein stattliches, ebenfalls schön geschmücktes Faß nach sich zogen. Auf dem Faße saß Bartolos zwölfjähriger Knabe als Bacchus, jauchzend vor Stolz und Freude.

„Seht, wohledele Bürger, dieses Faß Wein, das beste seines Hofstellers, sendet euch Seine Hoheit Prinz Karneval als Ehrentrunk! Laßt ihn euch munden und ruft mit mir: Evviva il principe Carneval!“

Jubelnd fiel die Menge ein, während der Kanzler Facanapa würdevoll, gefolgt von Arlecchino und Pulcinella, deren einer die schwere Kassetten, der andere die Urne trug, die Treppe hinunterstieg und mit seinen Genossen im Gasthof verschwand.

Dort fanden sich bald im gleichen Zimmer die nachtslichen Genossen. Da plauderte der blaue Domino gemütlich mit einem der Banditen, während der andere mit dem Doktor Glatili scherzte; Helfershelfer und Steigerer, alles durcheinander, alle lachend und singend, des geratenen Scherzes froh und Luigi Glück wünschend, bis Bartolo eintrat:

„Meine Herren, es sind schon über dreißig Personen im Gartensaal und kommen immer mehr, alle wohl vermunnt im Domino. Wie befohlen, hat jeder beim Eintritt eine Karte erhalten mit fortlaufender Nummer!“

„Brav, lieber Bartolo! Also noch ein Glas Chianti und dann an die Arbeit!“

Die Audienzen waren bald erledigt. Arlecchino rief Nummer eins auf, selbe trat ein, legte eine schon früher empfangene Rechnung hin, daneben den Betrag, erhielt die Quittung und machte der folgenden Nummer Platz. Wenige waren aufgelegt, viel zu sprechen, einzelne Klügere lachten wohl zur Sache und beglückwünschten den Kanzler für sein Talent, aber da ihn niemand kannte und die beiden anderen in ihren Masken stumm und still dasahen, ging alles rasch von statten.

Kurz nach Mitternacht war der Saal leer und die Kassetten überfüllt; einzelne Rechnungen, die noch da waren, gehörten Leuten, die beim besten Willen nicht im stände waren, zu zahlen, und die Luigi nie gebrängt hätte, sonst war der Streich prächtig gelungen.

„Du bist mein Retter, Freund, Associé, Schwager und ein Engel!“ rief Luigi jubelnd, indem er ihn umarmte, „mit Dir im Bunde muß alles gelingen!“

„Ja, ja!“ meinte Pulcinella, „recht hast Du. Aber, Freund Luigi, wenn seine Schwester ihm gleicht, dann — nimm Dich in acht!“

Und damit gingen sie zur wohlverdienten Ruhe. Am andern Morgen war um die neunte Stunde die Piazza grande wieder dicht besetzt, bei den spät aufstehenden Italienern das sicherste Zeichen, daß der gestrige Scherz Anklang gefunden. Alles harrte auf den Kanzler Facanapa, und der alte Schwindler Pugalu überlegte schon, ob er nicht, um teure Anzeigen in Zeitungen zu sparen, auf die Tribüne steigen und dort seine allerneueste Entdeckung und Erfindung — ein unfehlbares Mittel gegen die Krankheit

der Seidentwürmer, zugleich auch als vorzügliches Hühneraugenpflaster verwendbar, — den gesamten Zuhörern verkünden solle. Auf eine Begrüßung mit faulen Eiern und Nespeln wäre es ihm nicht angekommen, an seinem Parfüm war nichts zu verderben.

Da erschallte die Musik. In feierlich gravitätischen Schritten, wie am vorigen Tage, bestiegen der Kanzler und seine beiden Begleiter die Tribüne und nahmen ihre Plätze ein. Aber Urne und Kassetten, selbst das Tintenfaß fehlten.

Drei gewaltige Trommelschläge! Facanapa erhob sich und begann:

„Wohledele, getreue Bürger! Mußte ich euch leider gestern traurige Mär künden, die euch tief betrübt hat, so ist mein Herz heute doppelt erfreut, so fröhliche Botschaft melden zu können, wie ich sie eben erhalten! Ja, vernehmet und jubelt! Luigi Buonomo, unser vortrefflicher Kämpfer, ist durch unübertreffliche Mittel — vom Doktor Pugalu war keines dabei — geheilt, vollständig geheilt worden, so daß seine Reise in überseeische Länder und damit auch die Fortsetzung unserer Versteigerung ganz unmöglich geworden ist! Solche Wunder geschehen nur unter der Regierung unseres erlauchten Herrn, des Prinzen Karneval! — Ja, mehr der Wunder noch! Groß ist die Macht des Prinzen: das Faß, das gestern bis zum letzten Tropfen geleert wurde, hat sich diese Nacht auf zauberhafte Weise wieder gefüllt; jetzt, dort kommt es! Laßt es euch munden und stimmt mit mir ein: Viva il principe Carneval! Viva la gioja!“

Der Ruf wurde jubelnd wiederholt. Ebenso, wie die Schuldner Luigis am vorigen Tage den zarten Wink von der Audienserteilung verstanden hatten, begriff auch heute das Publikum, welche Mittel den verwundeten Mann geheilt, und sollten dem Scherze und auch — dem Faße Wein vollen und lauten Beifall.

Der Zweck Luigis war erreicht und noch am selben Tage verließen die beiden Freunde die Stadt, dem Buchhalter die Liquidation überlassend. Alle anderen Angelegenheiten verliefen in bester Ordnung. Ueberrahme des Geschäftes, fröhliche Hochzeit und glückliches Gedeihen der neuen, auf so heitere Weise gegründeten Firma. Somit, lieber Leser: Addio!



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Fräulein Lucie v. R. hatte mit gewohnter Meisterschaft eine äußerst schwierige listige Transposition vortragen und war dafür mit allseitigstem rauschendem Beifall belohnt worden. Sie wollte eben ihren Platz am Flügel verlassen, als ein älterer Herr, der, wie Fräulein Lucie durch einen Spiegel beobachtet hatte, während ihres Spiels im Nebenzimmer ein sanftes Schlässchen gemacht hatte und nur durch den lauten Beifall aufgerüttelt worden war, auf sie zutrat. Er stellte sich ihr als Geheimrat Loewe vor und begann, sich in den extravagantesten Lobeserhebungen über den „grandiosen Vortrag“ zu ergeben.

„Wirklich superbe, meine Gnädigste, meisterhaft, aber alles Lob erhaben!“

„Herr Geheimrat kennen die Fide?“

„Selbstverständlich, mein gnädiges Fräulein, es war ja doch das berühmte...“

„Reveil du lion,“ half Fräulein Lucie mit malitiosen Lächeln nach, verneigte sich und entschwand.

Der „erwachte Loewe“ ging fortan dem Fräulein v. R. sorgfältig aus dem Wege.

Schiller verkehrte in Mannheim viel im Hause des nachmaligen Wiener Schauspielers Müller und brachte dort manchen Abend in Gesellschaft der Mitglieder des berühmten Hof- und Nationaltheaters zu. Waren die Wimen aber gegangen, so hat er oft noch um Wein oder Kaffee, Tinte und Papier und schrieb die Nacht hindurch an seinem Trauerspiel „Kabale und Liebe“. Des Morgens fand Müller ihn dann gewöhnlich auf einem Lehnhessel in einer Art von Startrampf, so daß er ihn einmal wirklich für tot hielt. Karoline Beck fragte den Dichter ein, ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er so die ganze Nacht schriftstellere.

„Das ist net anders,“ antwortete Schiller, der damals noch den breiten schwäbischen Dialekt sprach; „aber sehet Se, wenn die Gedanken ausgehn, da mal' i Köhle.“

In seinen Manuskripten sind auch wirklich ganze Seiten, auf welche er nichts als kleine Pferde und Männchen getrigelt hat. Wenn der Frau Beck in der Folge irgend eine Stelle in Schillers Arbeiten nicht gefiel, so fragte sie ihn scherzend:

„Da haben Sie wohl Köhle gemalt?“

Teilung der Arbeit.

Auf einem Kontraste dramatischer Schriftsteller in Paris, bei dem der unerhäßliche Possendichter Labiche den Vorsitz führte, meldeten sich Pailleron und Vormier gleichzeitig zum Wort. Pailleron sprach zuerst und während seiner Rede sprang plötzlich Vormier mit dem Ansehen des Südranzosen auf und rief:

„Sehen Sie wohl, Herr Präsident, er sagt genau dasselbe, was ich sagen wollte!“ Labiche lächelte und bemerkte ganz trocken:

„Eh bien, lieber Freund, dann machen Sie doch die Handbewegungen dazu!“



Die Hoya.

Unter den Asklepiaden ist es besonders die Gattung Hoya, welche Arten enthält, deren herrlicher Blüthenduft sie zu höchst geschätzten Zimmerpflanzen macht. Ihre Heimat bilden Ostindien, China und die Sunda-Inseln, wo sie teils auf freien Stellen im Walde, teils als unechte Schmarogher auf den Bäumen wachsend vorkommen. Besonders auf letzterem Standort sind sie während der heißen Jahreszeit großer Trockenheit ausgesetzt, und deshalb bedürfen sie auch bei uns einer Ruhezeit. Licht, Luft und Wärme sind ein Haupterfordernis zu ihrem Gedeihen, ferner eine nahrhafte poröse Erde, welche aus einem Gemenge von großkörniger Heideerde, ebensolcher Lauberde, Sand, Holzstohle und Ziegelspänen bestehen muß.

Eine der bekanntesten Arten ist die Porzellanblume (Hoya carnosa seu Asclepia carnosa). Schon im Anfang dieses Jahrhunderts in europäischen Gärten eingeführt, fand sie durch ihren Blütenreichtum, vereint mit schönem Geruch, willige Aufnahme im Zimmer.

Ihre Vermehrung geschieht aus Stecklingen. Obgleich dieselben zu jeder Zeit und auch sehr leicht Wurzeln bilden, so ist die beste Zeit doch im Frühjahr. Im Februar oder März schneidet man Stecklinge, einige Stengelglieder lang, dicht unter dem Blatt ab und steckt sie in Topfe mit sandiger Heideerde. Eine Glasglocke darüber gestellt, wird die Verwurzelung sehr beschleunigt.

In etwa vier Wochen werden sich die Stecklinge genügend bewurzelt haben und müssen nun einzeln in oben beschriebenes Erdgemenge verpflanzt werden. Im August, wenn die Wurzeln den Ballen durchzogen haben, setzt man die Pflanzen wieder um und gibt ihnen jezt Gefäße, die groß genug sind, um ein Spalier oder Gerüst darin befestigen zu können, an welchem die Zweige angeheftet werden. Zweckmäßig ist ein solches von Draht, von der einen Seite des Fensters nach der andern gezogen und in einem andern Topf mit einer zweiten Pflanze befestigt, so daß beide nach oben wachsend eine Art Laube bilden.

Während der Sommermonate ist ein tägliches Bespritzen mit warmem Wasser sehr vorteilhaft, die Erde wird immer mäßig feucht gehalten, im Winter jedoch nur ganz spärlich Wasser gereicht. Der auf den fetten und glänzenden Blättern sich an sammelnde Staub ist mit einem weichen Schwamm zu entfernen.

Ältere Exemplare werden nur jährlich einmal umgepflanzt; sind die Pflanzen schwer zu handhaben, so entfernt man vermittelst eines Handspatens die alte Erde oberhalb und an den Seiten des Gefäßes und ersetzt diese durch neue.

Einige andere, ebenfalls sehr schöne und für das Zimmer zu empfehlende Arten sind: Asclepia imperialis und Hoya bella; letztere kann, da die Zweige sehr biegsam sind, als Ampelpflanze verwendet werden.

Perückensteuer.

Unter der Regierung Friedrichs I. wurde in Preußen nach der Angabe eines Franzosen Namens Elia Pappas de Lauerdbaugi eine Perückensteuer eingeführt und zugleich mit dem Genannten ein förmlicher Pachtvertrag geschlossen, nach welchem ihm die Erhebung dieser und der Karottensteuer überlassen war. Sämtliche im Gebrauche vorhandenen Perücken mußten demgemäß auf die Stempellammer gebracht werden, wo sie nach ihrem ursprünglichen Werte abgeschätzt, mit sechs Prozent versteuert und mit spanischem Lack versehen wurden. Jede im Lande gefertigte Perücke war demselben Verfahren unterworfen; und damit der inländische Kunstfleiß für diesen Teil der Betriebsamkeit der Aufmunterung nicht ermangeln sollte, mußte für alle aus dem Auslande eingeführten Perücken der fünfte Teil ihres Kaufpreises nachbezahlt werden. Es zeigte sich bald, daß man sich bei Abschluß des Pachtvertrags verrechnet hatte. Je lauter die Beschwerden über die Perückensteuer wurden, desto schneller kam man dahin, dem Generalpächter Lauerdbaugi die Pacht wieder abzunehmen und die Steuer in eine jährliche Personalabgabe zu verwandeln, in eine Abgabe, welche für Minister, für Militärpersonen bis zum Generalmajor auf 2 Thaler 12 Groschen, für Geheimräte und Stabsoffiziere auf 2 Thaler, für Offiziere vom Hauptmann bis zum Fähnrich, für Magistratspersonen, Advokaten, Subalterne bei den Kollegien, Kaufleute und Künstler auf 1 Thaler 8 Groschen und für die übrigen Hof- und Zivilbeamten, Krämer und Handwerker auf 12 Groschen gesetzt wurde. Man konnte denken, nichts habe die Perücken ihren Trägern mehr verleidet, als diese Steuer. Dies war jedoch nicht der Fall; es gehörte in diesen Zeiten zum guten Ton, eine Perücke zu tragen, und alles, was Anspruch auf gesellschaftliche Stellung machte, unterwarf sich, bei dem vollsten Haarbewußt, lieber der Steuer, als daß man dem Symbol der Gleichberechtigung entzaget hätte. Nur Prediger, Schulmänner, Schiller, Hausbediente, Unteroffiziere und gemeine Soldaten waren von der Steuer ausgenommen. — Im Jahre 1704 besteuerte man die Bekleidung in Stiefeln, Schuhen, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten; von allen diesen Gegenständen mußte je ein Groschen entrichtet werden, und wer auf seinen Kleidern Gold- und Silberstreifen tragen wollte, mußte diese Erlaubnis mit einem Thaler jährlich erkaufen. Selbst der ledige Stand wurde besteuert, indem jedes Mädchen unter vierzig Jahren ihre freiwillige oder erzwungene Ledigkeit mit 2 Thalern büßen mußte. Somit hat etwas wie die neuerdings so viel empfohlene Junggelesensteuer tatsächlich schon bestanden, nur in umgekehrter Form.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Das erste, was der Baron bemerkte, war Licht im ersten Stockwerk — Licht in jenen Räumen, die sein verstorbener Oheim bewohnt hatte.

Wut und Bestürzung spiegeln sich in seinen Zügen, als er zu den matt beleuchteten Fenstern hinausblickte.

Hatte er nicht dem ganzen Dienstpersonal streng verboten, diese Räume zu betreten?

Wer war nun da oben und was suchte er dort?

Er hatte mit seinem Hauschlüssel die Thüre leise geöffnet, er wollte jedes Geräusch vermeiden, um den frechen Eindringling zu überraschen, drum auch schlich er auf den Fußspitzen die Treppe hinauf.

Mit der Hast eines Fieberkranken öffnete er die Thüre des Zimmers, in dem die versiegelten Schränke standen, sein erster Blick fiel auf Frau Martha, die mit der Lampe in der Hand in der Mitte des Gemachs stand, sein zweiter auf den Kellner aus Homburg, der die Gerichtssiegel betrachtete.

„Unverschämter Bursche!“ rief er in jäh auslobernder Wut. „Was sucht Ihr hier?“

Die beiden waren bei dem plötzlichen Eintritt des Barons erschreckt zusammengefahren, Rudolf hatte aber sofort seine Fassung wieder gefunden.

„Nichts,“ antwortete er, das Haupt trotzig erhebend, „es war nur meine Neugier, was mich hierher führte.“

„Man dringt nicht aus bloßer Neugier bei Nacht und Nebel in fremde Räume ein,“ höhnte der Baron, der bereits die Tapetenthür geöffnet und einen Blick in die Bibliothek geworfen hatte, „Ihr seid in anderer Absicht hiergekommen! Schickt sofort zur Polizei, Frau Siebel, der Bursche soll verhaftet werden, die gerichtliche Untersuchung wird dann wohl den Zweck seines Besuchs ergeben!“

„Gütiger Himmel, Herr Baron, Sie glauben doch nicht, daß dieser Herr ein Dieb sei?“ fragte Frau Martha bestürzt. „Er wollte die Bibliothek sehen, ich fand darin nichts Arges und habe ihn heraufgeführt, Sie werden hier nichts vermissen.“

„Sie haben keine Erlaubnis, fremde Leute in diese Räume zu führen!“ brauste der Baron auf, den der höhnische Blick, mit dem Rudolf ihn betrachtete, nur noch mehr reizte. „Ich habe das sogar streng verboten; wer meinen Befehlen zuwider handelt, der mißbraucht mein Vertrauen. Sie werden mein Haus verlassen, Madame, Sie und auch die anderen.“

„So schicken Sie doch zur Polizei!“ spottete Rudolf, „ich werde geduldig mit ihr gehen und ihr eine Geschichte erzählen, die ich in Homburg erlebt habe. Mich einzusperrn, ist die Polizei nicht berechtigt, denn Sie werden nicht beweisen können, daß ich Sie bestohlen habe, aber einem andern könnte sie an den Kragen kommen —“

„Hinaus!“ rief der Baron in maßloser Wut, während er in die Brusttasche griff. „Wenn Sie noch eine Sekunde zögern, schieße ich Sie nieder!“

Rudolf mochte wohl fürchten, daß dies keine leere Drohung sei, er eilte augenblicklich hinaus, und Frau Martha zögerte nicht, ihm zu folgen.

„Was wollten Sie damit sagen, daß die Polizei einem andern an den Kragen kommen könne?“ fragte sie leise, als sie die Treppen hinuntergestiegen waren. „Lieber Gott, so wütend habe ich selten einen Menschen gesehen!“

„Sie werden noch mehr in diesem Hause erleben,“ erwiderte er, „ich kann Ihnen jetzt nichts weiter sagen, aber ich rate Ihnen, lassen Sie sich nicht hinauswerfen! Er kann Ihnen kündigen, aber er hat keinen Grund, Sie sofort zu entlassen, bleiben Sie hier, so lange Sie können.“

„Und was soll ich dann noch erleben?“ fragte sie, ihn erschreckt anblickend. „Ich glaube nun auch, Sie sind nicht nur aus Neugier in die Bibliothek gegangen —“

„Das bin ich doch,“ beschwichtigte er sie, „der Herr Baron aber scheint kein gutes Gewissen zu haben, er befürchtet offenbar, man könnte da oben etwas entdecken, was ihm unangenehm werden müsse. Er wird Ihnen nun Vorwürfe machen, meine Schwester und Kaspar kann er nicht schelten, sie haben ja nichts verbrochen; gehen Sie nicht, berufen Sie sich auf Ihren Vertrag —“

„Am liebsten möchte ich das Haus noch in dieser Stunde verlassen!“ unterbrach sie ihn.

„Würden die Leute dann nicht nach dem Grunde dieser plötzlichen Entlassung forschen? Es macht immer einen schlechten Eindruck!“

„Ja, da haben Sie recht!“

„Deshalb bleiben Sie, zwingen kann er Sie nicht, denn das Gesetz ist auf Ihrer Seite.“

sie die Hausthüre hinter ihm, während Rudolf Ganter den nächsten Weg zu der Schenke einschlug, in der sein Bruder ihn erwartete.

Zwölftes Kapitel.

Die Plantage Theodor Wundermanns lag in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul, nicht weit von der Meeresküste und einige Tagereisen von Montevideo entfernt.

Es war eine große, fruchtbare Besitzung, zumeist aus Kaffeepflanzungen bestehend, von der Küste wehte eine gesunde, erfrischende Luft herüber, und die Nähe einer Hafenstadt brachte manche Abwechslung in das sonst einsörmige Leben.

Die Regenzeit war schon seit einigen Monaten eingetreten, man befand sich in der angenehmsten Jahresperiode, in der die Bewohner dieses Landstrichs sich am wohlsten fühlen.

Auf der Veranda der Hacienda Wundermanns, die in einem kleinen Gebüsch von üppig wuchernden Tropenpflanzen lag, saßen zwei Personen, ein großer schlanker Herr im Alter von etwa dreißig Jahren und eine zarte, hübsche Frau, die fünf oder sechs Jahre weniger zählen mochte.

Der blonde Herr, dessen von der Sonne gebräuntes Antlitz ein langer Vollbart umrahmte, rauchte eine Cigarre, vor ihm lagen Briefe und Zeitungen, die er aus einer verschließbaren Ledermappe genommen hatte.

„Es thut mir leid, Hermance, aber ich kann Dir wieder keinen Brief von Papa überreichen,“ sagte er in bebauerndem Tone, während er die Briefe zu öffnen begann, „wir müssen uns bis zur Ankunft des nächsten Dampfers gedulden.“

„Wenn ich nur die bangen Ahnungen bannen könnte!“ klagte die junge Frau, in ihren bequemen Schaukelstuhl zurücksinkend. „Welcher Dampfer ist angekommen?“

„Kapitän Smith, Liverpool!“

„Kapitän Smith? Ich glaube mich dieses Namens zu erinnern, er muß uns früher einmal besucht haben, Franz!“

„Ja wohl,“ nickte ihr Gatte, der ihren Worten nur eine geteilte Aufmerksamkeit schenken konnte, da der Inhalt der Briefe ihn beschäftigte, „er war im vorigen Jahre einmal hier, Papa brachte ihn aus der Stadt mit.“

„Aus Sao Pedro do Sul,“ nickte sie, „ich entsinne mich nun wieder des Mannes. Ein breitschulteriger, jovialer Herr, ich weiß noch, daß ich im ersten Augenblick sein Gesicht mit dem eines Parians verglich, nur die großen goldenen Ringe in seinen langen Ohren wollten nicht recht passen.“

Ein silberhelles Lachen folgte diesen mit dem Uebermut und der Heiterkeit eines Kindes gesprochenen Worten, der junge Herr blickte voll zärtlicher Liebe auf seine Gattin und nickte ihr lächelnd zu.

„So ist es recht,“ sagte er, „schlag Dir die dummen Angstgedanken aus dem Köpfchen, der nächste Dampfer wird den ersehnten Brief sicher bringen.“

„Und wann kommt der nächste?“

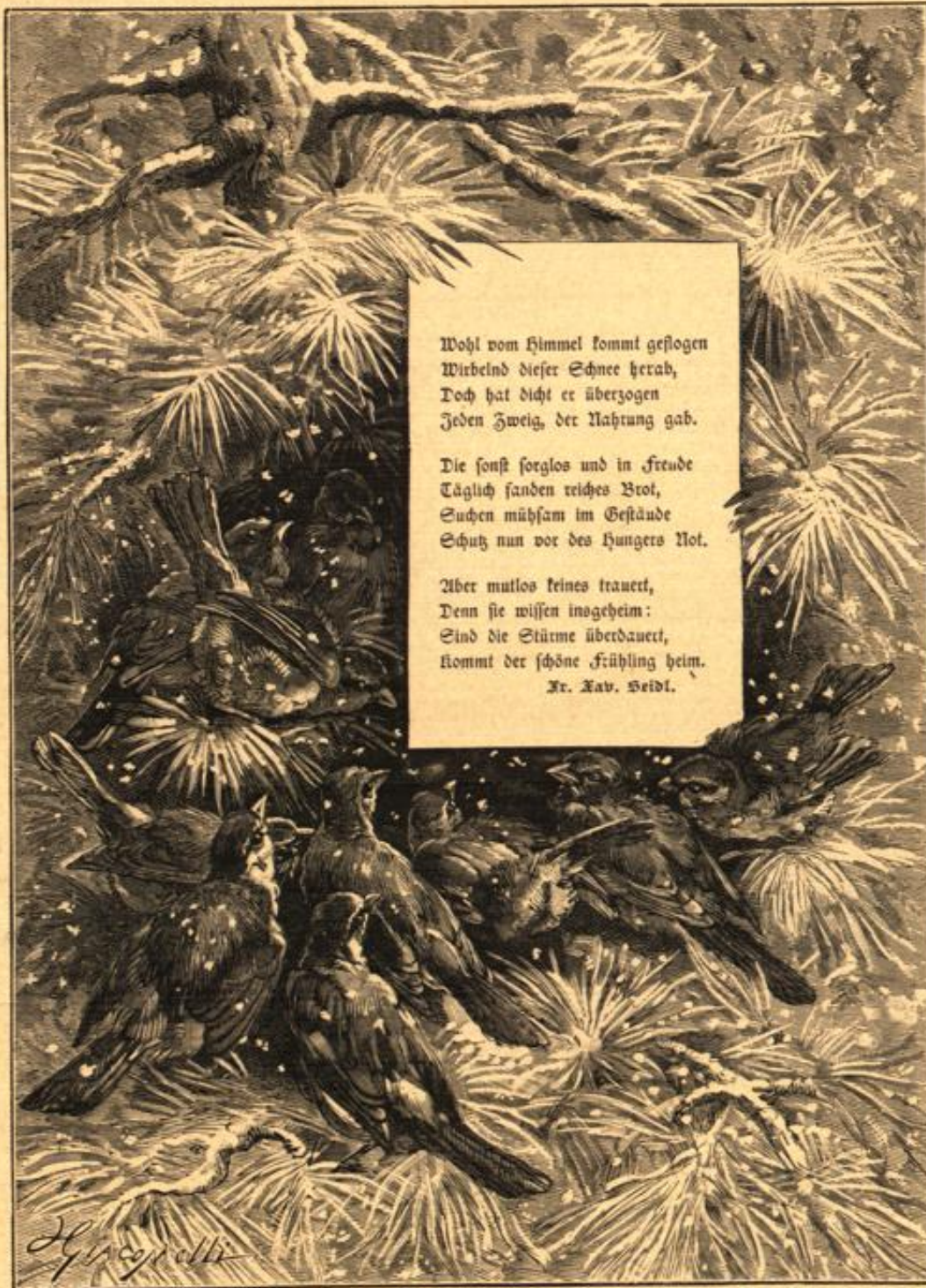
„Ich denke, in drei Tagen.“

„Der Brief hätte spätestens heute kommen müssen!“

„Papa wird keine Zeit gehabt haben, er hat uns ja seine glückliche Ankunft von Plymouth aus gemeldet, und wir können weitere Nachrichten nun ohne Besorgnis abwarten. Wenn man nach so langer Abwesenheit in die Heimat zurückkehrt, dann sieht und hört man so vieles, woran man Interesse nimmt, daß man alles andere vergißt. Die Erbschaftsangelegenheit kommt nun auch hinzu —“

„Das alles entschuldigt sein Schweigen nicht,“ unterbrach Hermance ihn, „sein Kind darf er nicht vergessen, und einige Zeilen sind rasch geschrieben. Wenn er nur einen Gruß als Lebenszeichen gesandt hätte, so wäre ich schon zufrieden gewesen.“

„Mit einem kurzen Gruß wird Papa sich nicht begnügen,“ fuhr ihr Gatte fort, der nun die Briefe gelesen hatte; „setzt er einmal die Feder an, dann schreibt er auch mindestens vier Seiten, er ist ja gewohnt, alles gründlich zu thun! Es ist wirklich kein Grund zu Besorgnissen vorhanden, ein rüstiger, verhältnismäßig noch junger Mann —“



Februar. Zeichnung von H. Giacomelli.

„Sie wollen die Bibliothek wohl noch einmal sehen?“ fragte sie, während sie die Hausthüre öffnete.

„Vielleicht,“ nickte er, „dann aber wollen wir vorsichtiger sein.“

„Ich wage es nicht.“

„Nah, wenn wir die Hausthüre verriegelt hätten, würde er uns nicht überrascht haben,“ erwiderte Rudolf achselzuckend.

„Und trifft er Sie noch einmal in diesem Hause, dann schießt er Sie ganz gewiß nieder!“

„Hat er wirklich einen Revolver in der Tasche?“

„Ich weiß es nicht, aber ich glaub's; wir hätten auf die Warnungen Kaspars hören sollen!“

„Unsinn!“ lachte er; „mir hat dieser ganze Austritt Spaß gemacht. Also besorgen Sie meinen Rat, drohen Sie ihm nur mit der Polizei, wenn er Sie fortjagen will, ich glaube, er hat höllischen Respekt vor ihr. Gute Nacht!“

„Mit Schimpf und Schande lasse ich mich nicht fortjagen,“ erwiderte sie, und ihm noch einmal zunicke, schloß

„Berücksichtige den Wechsel des Klimas und der Lebensgewohnheiten!“

„Will auch nichts bedeuten, liebes Herz, drüben ist Sommer, und seinen Gewohnheiten kann Papa auch in Deutschland treu bleiben. Wenn er Dich jetzt hörte, würde er herzlich lachen und sich über Deine Besorgnisse lustig machen.“

„Das glaube ich nicht, Franz, Ahnungen ließ er immer gelten, er spottete nie darüber.“

„Es ist ein eigenes Ding mit solchen Ahnungen,“ er-

widerte er lächelnd, „treffen sie ein, so erinnert man sich ihrer das ganze Leben hindurch, und treffen sie nicht ein, sind sie rasch vergessen. Wenn mit dem nächsten Dampfer ein Brief Papas ankommt, wirst Du ebenfalls über diese Ahnungen lachen, die wohl nichts weiter sind, als die Folgen einer leichten Verdauungsstörung; ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß Papa schon in den nächsten Tagen zurückkommt.“

„Wäre das möglich?“ fragte sie, die dunklen, leuchtenden Augen voll freudiger Erwartung auf ihn heftend.

„Weshalb nicht? Die Sehnsucht nach seinem schönen Heim und wohl auch nach uns wird ihn sicherlich veranlassen, seine Rückkehr zu beschleunigen. Freunde und Verwandte hat er drüben nicht mehr, außer einem Neffen, der ihm niemals nahe gestanden ist und von dem er nicht weiß, wo er wohnt.“

„Aber die alte Heimat wird ihren Zauber auf ihn üben, er sprach so oft von ihr, er sehnte sich immer darnach, sie wieder zu sehen.“

Franz warf die erloschene Cigarre fort und zündete eine



Moderne Haarfrisuren auf antiken Köpfen. Originalzeichnung von L. Vechstein.

neue an, sinnend ruhte sein Blick auf einigen farbenglänzenden Kolibris, die das Palmengebüsch umflatterten.

„So sehr stark war seine Sehnsucht nicht,“ sagte er mit leichtem Kopfschütteln, während seine mit Brillanten geschmückte aristokratische Hand einigemal an dem blonden Vollbart hinunterglitt. „Als die Nachricht hier eintraf, daß mein verstorbener Onkel mich zum Universalerben eingesetzt hatte, war es sofort beschlossene Sache, daß ich selbst hinüberreisen sollte, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen. Du weißt, daß ich zu Gunsten meiner Ver-

wandten darauf verzichtet wollte, weil gerade dieses Geld mir keine Freude machen konnte. Da aber Papa nicht meiner Ansicht war, so mußte ich mich wohl zu der Reise bequemen. Mein Paß und meine Kreditbriefe waren schon ausgemacht als ich erkrankte, und erst jetzt entschloß sich Papa, selbst die Reise zu machen. Da kann also von großer Sehnsucht nach der Heimat keine Rede gewesen sein, liebes Herz; er reiste nur in geschäftlichen Angelegenheiten hinüber.“

„Und drüben werden die alten Jugenderinnerungen wieder in seiner Seele lebendig geworden sein.“

„Ohne Zweifel, indessen ist es eine andere Frage, ob das, was er drüben fand, ihn befriedigt oder enttäuscht hat. Ich möchte behaupten, daß das letztere der Fall gewesen sein wird, wer so viele Jahre in dem Paradiese hier gelebt hat, dem kann Deutschland nicht mehr gefallen und genügen.“

„Dann würde immer noch die Erbschaftsangelegenheit ihn zwingen, einige Zeit drüben zu bleiben.“

„Nicht doch, liebes Herz, Papa weiß, daß ich jedes Arrangement billige, welches er in meinem Namen treffen

wird, und mein Onkel, der gegen das Testament Protest erhoben hat, ist klug genug, sich mit dem Anteil zu begnügen, den ich ihm anbieten lasse. Geschieht das, so ist diese Angelegenheit rasch geordnet, und Papa in seiner energischen Weise wird schon dafür sorgen, daß sie nicht lange auf ihre Erledigung zu warten braucht."

Ein lautes, fast gellendes: "Ohio!" schallte in diesem Augenblick dem jungen Ehepaar so plötzlich in die Ohren, daß es erschreckt zusammenfuhr.

"Wir erhalten Besuch!" sagte Franz, den Blick erwartungsvoll auf die Thüre heftend, die in das Innere des Hauses führte.

"Es war der Ruf eines Matrosen," erwiderte Hermance, die Stirne leicht in Falten ziehend, während ihr Gatte auf das Pferdegetrappel horchte, das rasch näher kam.

Eine Minute später hielt ein breitschulteriger, untersehter Mann auf einem kleinen Pferde vor der Hacienda, ein Matrose auf einem zweiten Pferde begleitete ihn.

Ein kurzgeschorener borstiger Bart umrahmte das breite, wetterharte Gesicht, aus dessen Zügen eiserne Willensfestigkeit und Gutmütigkeit sprachen, große goldene Ringe schmückten die Ohren und das braune Antlitz hatte in der That große Ähnlichkeit mit dem Gesicht eines Affen.

"Kapitän Smith!" sagte Franz, während der Seemann etwas schwerfällig aus dem Sattel kletterte, "vielleicht bringt er uns direkte Nachrichten von Papa, er kann ja in England mit ihm zusammengetroffen sein."

Gleich darauf führte ein Diener den Kapitän auf die Veranda, er wurde von dem jungen Ehepaar mit liebenswürdiger Freundlichkeit empfangen.

"Sennor Wundermann ist wohl augenblicklich abwesend?" fragte der Kapitän, nachdem er in einem Sessel Platz genommen hatte. "Mein Besuch gilt ihm — aber Gottdam, sind Sie denn nicht in Europa, Herr von Feldern?"

"Wie Sie sehen, nein," erwiderte der Baron lächelnd, während er seinem Gast eine Cigarre anbot, "aber mein Schwiegervater ist drüben, wir erwarteten schon mit Ihrem Dampfer einen Brief; bringen Sie uns keine Nachrichten von ihm?"

Der Kapitän rieb seine Stirne, als ob er seine Gedanken sammeln wolle, sein Blick ruhte mit dem Ausdruck der Verwirrung bald auf der jungen Frau, bald auf ihrem Gatten.

"Das ist eine kuriose Geschichte," sagte er. "Kennen Sie einen Master Theodor Wundermann, der in London wohnt?"

"Persönlich nicht."

"Sein Schwiegervater heißt Georg Holly, Master Wundermann war Reisender der Maschinenfabrik Volderding & Söhne."

"Ich vermute, dieser Master Wundermann ist der Neffe Papas," sagte Hermance erregt, "weshalb fragen Sie nach ihm?"

"Dieser Master Wundermann soll mit dem Herrn Baron Franz von Feldern in Homburg zusammen gewesen sein. In dem Badeort Homburg vor der Höhe, Sennora —"

"Nun, und weiter?" unterbrach sie ihn rasch.

"Master Wundermann aus London ist dort plötzlich gestorben, der Herr Baron von Feldern soll für die Beerdigung gesorgt und dann seine Reise fortgesetzt haben."

"Das alles wäre nichts Seltsames, wenn mein Name nicht dabei genannt würde," sagte der Baron mit einem besorgten Blick auf seine Gattin, deren schönes Antlitz todesbleich geworden war. "Die Sache wird sich jedenfalls aufklären, Hermance, vielleicht war mein Onkel oder mein Vetter in Homburg —"

"Dein Onkel heißt Kurt und dein Vetter Hermann!" warf sie ungeduldig ein; "der Herr Kapitän sagte ausdrücklich: Franz von Feldern!"

"Ja wohl," nickte der Kapitän, während er dem Diener zusah, der Wein und Früchte für ihn auf den Tisch stellte; "es wurde noch dabei bemerkt, der Herr Schwiegervater des Herrn Barons sei der Onkel des Verstorbenen."

"Das alles muß auf einem Irrtum beruhen," erwiderte Franz von Feldern zuversichtlich, "ich bin seit meiner Auswanderung nicht mehr in Europa gewesen und habe jenen Londoner Master Wundermann nie gesehen. Ebenso hat dieser Herr mit meinem Schwiegervater in keiner Verbindung gestanden, ich glaube sogar behaupten zu dürfen, daß Papa nicht einmal wußte, wo dieser Neffe wohnte, der früher sehr leichtsinnig gewesen sein soll."

"Kuriös, sehr kurios!" sagte der Kapitän kopfschüttelnd, dann nippte er mit sichtbarer Verlegenheit an dem Glase, das der Baron ihm angeboten hatte. "Sehen Sie, ich bin mit Master Holly, dem Schwiegervater Wundermanns sehr befreundet; er hat mich gebeten, den Auftrag zu übernehmen. Nach der Beerdigung Master Wundermanns und nachdem der Herr Baron Homburg bereits verlassen hatte, fand man hinter dem Bett des Verstorbenen einen Ring. Natürlich konnte man nicht anders glauben, als daß dieser Ring Eigentum Master Wundermanns gewesen sein mußte, und ein Freund der Familie, der sich gerade in Homburg befand, übernahm es, den Ring nach London mitzunehmen. Die Witwe Wundermanns und auch ihr Vater wollten aber diesen Ring nie zuver sehen haben, und es bleiben jetzt nur zwei Möglichkeiten: entweder hat Master Wundermann den Ring auf seiner letzten Reise gekauft, oder dieser Ring ist Eigentum des Herrn Baron von Feldern. Da man nun nicht weiß, wohin der Herr Baron gereist ist, so habe ich es übernommen, den Ring hierher zu bringen, um —"

"Bitte, bitte, zeigen Sie mir den Ring!" fiel Hermance in feierhafter Erregung ihm in die Rede.

Der Kapitän holte ihn aus der Westentasche, und kaum hatte Hermance einen Blick auf ihn geworfen, als sie mit einem Schreckensruf in ihren Sessel zurückfiel.

Franz eilte hinzu und schlang den Arm um sie, aus ihren weitgeöffneten Augen, die ihn starr anblickten, sprach unsagbare Angst.

"Es ist der Ring Papas," sagte sie mit tonloser Stimme, "glaubst Du nun an meine Ahnungen?"

"Denke nicht gleich das Schlimmste," bat er, indem er den Ring aus ihrer Hand nahm, "Papa kann ihn ja seinem Neffen geschenkt haben!"

"Das anzunehmen ist unmöglich," erwiderte sie, ihre Augen mit der Hand bedeckend, "Papa hatte diesen Ring an seinem Hochzeitstage von dem Vater meiner Mama erhalten, er war für ihn ein Heiligtum, ein Talisman, von dem er sich niemals getrennt haben würde."

Einige Minuten lang herrschte Schweigen auf der Veranda, Franz von Feldern betrachtete den Ring und hing dabei seinen trüben Gedanken nach, der Kapitän machte sich im stillen Vorwürfe, daß er nicht vorsichtiger gehandelt, nicht zuvor mit dem Baron allein geredet hatte.

"Wenn ich davon eine Ahnung gehabt hätte!" sagte er endlich mit schmerzlichem Bedauern.

"Was hätten Sie ahnen können, da Sie ja auch nicht wußten, daß der Ring Eigentum meines Vaters gewesen war!" erwiderte Hermance, das Haupt erhebend, und ein entschlossener Zug umspielte jetzt ihre Lippen. "Papa ist tot, ich muß nach Homburg —"

"Liebes Herz, das ist doch meine Sache!" unterbrach ihr Gatte sie bestürzt; "es soll natürlich alles geschehen, was nur geschehen kann, um Licht in diese dunkle Geschichte zu bringen. Ich werde mit dem nächsten Dampfer abreisen —"

"Und ich werde Dich begleiten," fuhr sie mit einer Entschiedenheit fort, die keinen Widerspruch duldete. "Wir haben ja einen zuverlässigen Mann, dem wir die Verwaltung der Plantage anvertrauen können, die Leiche Papas muß hierher gebracht werden, und wenn ein Verbrechen die Ursache seines Todes gewesen ist, dann ruhe ich nicht, bis den Mörder die gerechte Strafe erteilt hat. Wann fahren Sie zurück, Herr Kapitän?"

"Nach etwa acht Tagen, so lange wird's dauern, bis ich neue Fracht eingenommen habe."

"Das ist zu lange!"

"Die City of London liegt in Sao Pedro do Sul," fuhr der Kapitän fort, dessen Blick voll Bewunderung auf der energischen Frau ruhte, während der Baron mit bedenklicher Miene das Haupt schüttelte, "sie wird morgen früh die Anker lichten."

"Sind noch Pässe auf ihr zu haben?"

"Jedenfalls, Sennora, es ist ein gutes Schiff —"

"So werde ich mit diesem Dampfer reisen," schnitt Franz von Feldern dem Kapitän das Wort ab.

"Und ich begleite Dich," fügte Hermance hinzu.

"Liebes Herz, Du bist jetzt erregt —"

"Glaubst Du, daß meine Ruhe wiederkehren wird, bevor ich Gewißheit über das Schicksal meines Vaters habe? Nimm mich mit, Franz, wenn mein Leben Dir teuer ist. Wenn Du fern von mir wärest und ich Tag für Tag auf Nachrichten von Dir warten müßte, würden Angst und Unruhe mich verzehren, Du fändest bei Deiner Heimkehr Hermance nicht mehr unter den Lebenden."

(Fortsetzung folgt.)

Nur durch das Beispiel!

Erlebnisse einer Deutschen mit einer eingeborenen Negerin in Südafrika.

(Bilder S. 328 u. 329.)

Tante Cornelia war eine Mustertante und überhaupt ein Musterweib, obwohl sie eigentlich noch immer eine Jungfrau war.

Sie war starkgeistig, sie war sittenstreng und sie war natürlich eine Schriftstellerin.

Sie hatte vor allem ein Buch geschrieben über "Die Erziehung unserer Töchter", wie manche vornehme Damen Kochbücher schreiben — vom Hörensagen.

Sie machte sich über alles und jedes ein System, und das war dann unsehbar. Sie war wie geschaffen dazu, von einer Barrisade herab zu predigen, aber sie war leider eine Deutsche, das heißt, sie fand nie die Gelegenheit, auf einer Barrisade zu stehen.

Sie führte natürlich auch "Briefwechsel" mit gelehrten Männern, und diese Briefe waren einfach "Abhandlungen" wie jene, welche im vorigen Jahrhundert die starkgeistigen Damen mit unseren Klassikern wechselten.

Sie verachtete den "Friselanz" der Mode und warf sich zuletzt auf die "Nächstenliebe".

Sie legte ihren Freunden die Pistole an die Brust, um ihnen Duhende von groben Wollstrümpfen und ganze Kisten von billigen Krawatten zu empfehlen, mit welchen sie zum Christfeste "bekehrte Einbrecher" regalirte.

Trotz allem war Tante Cornelia nicht beliebt bei ihren Bekannten; es gab Leute, die sie überspannt und rechthaberisch nannten. "Sie ist wütend darüber," hieß es, "keinen Mann bekommen zu haben, und rächt sich nun dafür, indem sie alle ihre 'verschlagenen' Gardinenpredigten an der unglücklichen Menschheit ausläßt!"

Bei solcher "Verfehlung" ward ihre Stellung in der Heimat zuletzt ziemlich unangenehm; da schrieb ihr zum Glück eine Nichte

aus einer fernen Kapkolonie, wohin sie ihrem Gatten (einem Agenten für die berühmte Firma in Löwen, Tigern, Kolibri, Nigais, Tomahawks, Schwänen und Garzer Kollern, "Karl Gubera" in Wien) gefolgt war, einen kläglichen Brief, dessen Refrain lautete: "Ich bin die glücklichste Frau des besten Mannes und doch das unglücklichste Geschöpf der Welt! Ich trüge hier nur wilde Diensthöden und die machen einen rasend, denn es sind eigentlich keine Menschen, sondern boshafte, diebische Affen ..."

Tante Cornelia antwortete ihrer Nichte darauf mit Stellen aus den Klassikern über die "Herrlichkeit der Geduld". Darauf schrieb Frau Lieschen Müller, die Nichte, ganz dreist: "Liebe Tante, kommen Sie doch einmal selber her und versuchen Sie es mit 'Geduld' und 'Philosophie', gepaart mit Ihrer unsehbaren 'Erziehung der Töchter', aus einem dieser Negermädels einen halben deutschen Diensthöden zu machen, und ich votire Ihnen einen Lorbeerkrantz!"

Das stachelte den Ehrgeiz der willenskräftigen Tante und sie machte sich auf die (blauen) Strümpfe (wobei sie überall erklärte, man müsse sich für Verwandte opfern) und sah bald mit ihrer Nichte in Kapland auf der Veranda der Casa Müller und sagte: "Laß Dir gleich morgen durch irgendwen eine schwarze Magd von der dunkelsten Infarnation besorgen; ich werde dieselbe nach meiner bewährten Töchtererziehung ausbilden, und Du sollst sehen, was für eine Musterdienerin das werden wird. Nächstenliebe und Phlegma — das ist die Orpheusier, mit welcher man die wilden Tiere zähmt. (Bild Nr. 1.) Und dann gehört dazu, daß man die Leute durch das eigene Beispiel belehrt! Verstanden? Oh, dixi ..."

Die junge Frau Müller ließ schon am nächsten Tage Mrs. Kettledrum zu sich bitten. Die "Kettledrumin" (wie sie von den deutschen Kolonisten genannt wurde) war eine jener Kapdamen, die ebenfalls in Menschenliebe machten — aber nicht aus Philosophie. (Bild Nr. 2.) Die Kettledrumin kam also herangewalkelt (sie glied einer noch nicht gehörig fleißig gewordenen Braunschweiger Barf) und versprach der jungen Frau, ihr von ihrem Vorrat von disponiblen Heiden die besten zur Auswahl vorzustellen. Die Kettledrumin hatte nämlich stets eine Unzahl vagierende Negersfamilien auf Lager, welche sie einer christlichen Bildung zuführen wollte, weil sie — und das war der Sitz ihrer Philanthropie — für jede beglaubigt gerechete Negersseele von einer philanthropischen Gesellschaft zehn Pfund als Prämium bezog.

Die braunschweigische Kettledrumin brachte am nächsten Tag in der That eine ganze Karawane der schmutzigsten, bildlächelndsten und verstimmt schauendsten Negersgeschöpfe mit — alt und jung, groß und klein, sämtlich aber so rettungsbedürftig als möglich ausschauend. Sie hätte es gern gesehen, wenn man in der Casa Müller gleich das ganze Häuflein (Bild Nr. 3) angenommen hätte — das wären sichere sechzig Pfund von der philanthropischen Gesellschaft gewesen, ungerechnet den kleinen Negersjüngling, welchen man mit zwanzig Schillingen berechnen konnte. Aber Tante Cornelia wählte mit scharfem Blick nur eine abschreckend häßliche junge Negerin vom plumpsten Körperbau aus und jagte zu Frau Müller: "Die nehmen wir!"

"Warum gerade die?" fragte die junge Frau, fast ängstlich auf das greuliche Gesicht der "Erwählten" blickend, welches sich in ein breites, süßliches Grinsen verzog.

Tante Cornelia drückte sich die Brille zurecht (denn sie trug jene Brille, welche bei deutschen Gelehrten gleichsam zur Uniform ihres Standes geworden ist) und jagte halb laut: "Warum gerade die wähle! Zuerst weil sie ein Abschaum von Häßlichkeit ist und also nicht eitel sein kann; zweitens, weil sie stark ist wie ein Münchener Faßträger und also nützlich und ausgiebig sein wird im Hause, und drittens, weil sie das bestmögliche, verstockteste, diebischste Grinsen der Welt hat und also meiner Erziehungsmethode zum glänzendsten Triumphe gereichen kann ... Ergo!" Damit trat sie auf das schreckliche Geschöpf zu, sagte ihm tantenhaft unter das Kinn und sagte: "Wie heißest Du, mein Kind?"

"Sairai!" grinst das Geschöpf, einen grotesken Knix machend und mit dem beiden Munde fast die eigenen Ohren verschlingend. Und Sarah blieb im Hause.

Am selben Tage noch gab Tante Cornelia ihrer jungen Nichte aus dem Schatze ihrer Erfahrungen die weiteren Anleitungen zur Seelenrettung Sarahs, deren Refrain stets lautete: "Alles durch eigenes Beispiel, liebes Lieschen, nur durch eigenes Beispiel kannst Du aus diesem verstockten Fegensündel einen Engel machen."

Demzufolge band Frau Müller ein weißes Schürzchen über ihr nettes Kleid, nahm einen kleinen Besen zur Hand und sagte: "Nun, Sarah, beginnt Dein Dienst. Die Hauptsache ist, daß Du mir alles nachmachst! Nichte Dich in allem und jedem genau nach mir, und Du wirst ein gutes Mädchen sein! Vor allem beginnen wir mit dem Abstäuben ..."

Sarah grinst und stützte sich auf ihren Besen und sagte: "Hi, hi, Wißus, ich gern alles nachmachen, ich gutes Mädel sein — also Wißus laufen mir so hübsches olivengrünes Kleid ..."

"Was fällt Dir ein?! rief Frau Müller erstaunt.

"Hi, hi, ja! Ich gern Wißus nachmachen, und Wißus haben gesagt ..."

Frau Müller mußte lachen, gestand sich aber, daß eine Konsequenz die andere nach sich ziehe und sie vor der Negerin nicht gleich anfangs eine Lücke in ihrer Lehre zeigen dürfe. (Bild Nr. 4.) So wurde denn derselbe olivengrüne Stoff für Sarah herbeigeschafft, ihr das gleiche tolette Haarschürzchen verfertigt, und nun erklärte sich Sarah bereit, dem Beispiel der Dame auch im Fegen zu folgen.

Die junge Frau hatte anfangs Sarah wie alle anderen Diensthöden angehalten, an Sonntagnachmittagen — nach der englischen Sitte in der Kolonie — in der Bibel zu lesen.

Sie selbst, welche eine große Literaturfreundin war, pflegte in solch sonnenfälliger Mußezeit irgend einen Lieblingspoeten vorzuziehen. Eines Sonntags jagte sie, von ihrem Bude aufblickend: "Nun, Sarah, welchen Abschnitt in der Bibel hast Du heute gelesen?"

Sarah schaute grinsend auf. "Ich, Wißus? Ich bin just dort, wo die lang' Virginie der kurz' Gervaise Kübel über Kopf legt ..."

"Wie — Unglückliche? Wovon sprichst Du?" machte die junge Frau erstaunt, erhob sich und warf einen Blick in das Buch Sarahs. (Bild Nr. 5.) Es war ein Band des "Assommoir" von Zola, welchen Sarah aus der speziellen Bibliothek des Herrn Müller "beim Abstauben" entnommen hatte.

"Unglückliche!" rief Frau Müller entsetzt. "Ist das Deine Bibel?"

„Nu, Missus!“ höhnte Sarah, „wo sein Bibel von Missus?“ Das war impertinent, aber — logisch.

Frau Müller war ein echtes Berlinerkind und Berliner Kinder werden durch Kranzlers unwiderstehliche Konditorei verlockt, Baumkuchen und Confitüren zu lieben, kurz, hier und da zu naschen. Es war dies eine kleine Schwäche der jungen Frau, welche Sarah in ihrer naiven Weise augenscheinlich für eine nachahmungswürdige Tugend hielt, dem tagtäglich entdeckten Tante Cornelia und ihre Nichte den Abgang von Backwerk, Eingefottenem, Niece und Butterkuchen aus der Speisekammer (Bild 6). Als sie nun nach einer Landpartie, während welcher Sarah das Haus gehütet hatte, die ganze Speisekammer ausgehohlet fanden und Frau Müller ihrer Tante vorwurfsvoll sagte: „Tante Cornelia, das sind die Früchte Deiner Seelenrettungsmethode! Dieses Geschöpf übertreibt seine Nachahmungswut. — Ich bitte Dich, versuche eine andere Theorie, sonst ist sie uns selber auf!“ — Da jagte Tante Cornelia streng: „Du mußt ihr eben nur gute Beispiele geben, Lieschen!...“

Wenn Frau Müller von guten Bekannten besucht wurde, pflegte sie denselben auf die Rückfahrt stets ein wenig Proviant mitzugeben, auch den Kindern kleine Geschenke zu machen. Bald kam man nun darauf, daß Sarah auch dieses Beispiel befolgte, indem ihre ganze Regerverwandtschaft oft um das Haus ströchte und sich nach einer Weile, eskortiert von ihrer liebenden Sarah, durch die Hintertüre des Gartens entfernte, mit Riechenbündeln bespaßt, in welchen sich Schinken, Weißbrot, Beinkleider, Cigarren, Pfeifen, Tischtücher, Hängelampen, Blumenvasen, Biscuit, Gebäck, Sodafaschen und Weißwäße mengten (Bild 7).

Aber es sollte noch ärger kommen. Frau Müller war eine hübsche junge Frau, und ihr galanter Gatte liebte es, ihr die kleidbarsten Promenaden, Ball- und Soirée-toiletten zu schaffen, denn er wollte sein reizendes Frauchen stets bewundert sehen. Als nun Tante Cornelia mit ihrer Nichte eines Tages zu mehrtägigem Besuch in die Nachbarschaft fuhr (Bild 8), einnahm Sarah der Garderobe ihrer Herrin die prächtigsten Soirée-toilette-stücke (Bild 9), schmückte sich mit denselben vor dem Spiegel, wuschelte mit der Schleppe hin und her, zeigte sich zuletzt den stolzesten Federhut auf und stolzierte als „Frau Müller“ durch die Straßen, ein Schauspiel, welches Scharen von Leuten an Thüren und Fenstern trieb (Bild 10), die teils starr vor Erstaunen, teils johlend vor Lachen der grotesken Figur nachstarrten. Unter den ersteren befand sich auch die Kettledrummin, welche nichts Geringeres zu thun hatte, als in die Casa Müller zu eilen und Sarah dabei zu ertappen, wie sie in ihrem stets verschlossenen Stübchen mit wohlgefälligem Blick eine Pyramide von gefüllten Koffern angrinst, welche sie sich nach und nach „gesammelt“ hatte (Bild 11).

Sobald nun Frau Müller mit Tante Cornelia heimkam, wälzte sich auch die gute „wandelnde Braunschweigerin“ herbei und berichtete den entsetzten Damen all die neuentdeckten kleinen „guten Eigenschaften“ der „schönen“ Sarah (Bild 12), wobei sie fast unangenehm wurde, indem sie ihren Bericht mit den giftigen Worten schloß: „Leute, die sich nicht darauf verstehen, sollten sich überhaupt nicht mit der Seelenrettung der Regerrasse abgeben! Wer kommt dadurch zu Schaden? Ich! Da sind mir nun wieder zehn schöne Pfund verloren. Denn diese elende, arme Sarah geht aus ihrem Dienste noch zehnmal zahlreicher, als sie ihn angetreten hat!“

Damit wälzte sich die Braunschweigerin entrüstet hinaus. Nun folgte in der Casa Müller natürlich ein lebhafter Auftritt, zuerst zwischen Tante und Nichte. Die Tante behauptete, ihre Erziehungsmethode sei die richtige und die Schuld trage nur Frau Müller, da sie der armen Heidenseele kein besseres „Beispiel“ gegeben, worauf Frau Müller in Thränen ausbrach und weinend sagte: „Als ob ich eine schlechte Christin wäre! Dann dürfte ja keine Frau mehr ein Biscuit essen und nett angezogen sein! — Nein, ich hatte recht, als ich Dir sagte, Tante, daß diese entsetzlichen Regertarren keine Menschen seien, sondern Affen, die nie zu formen, zu bilden, zu bessern sind! Wie die Affen unsere Geberden nachahmen, aber tarifiren, so ahmen diese Geschöpfe alle unsere kleinen Eigenschaften nach, aber zu Zerrbildern gemacht oder zu Lastern verdichtet! Geh Du mir weg mit Deiner Philosophie und Erziehungsmethode, Tante; ich weiß jetzt wenigstens, daß diese hier der reinste Unsinn sind, trotz Deiner Gelehrtenbrille und all Deiner Schulweisheit!“ Damit brach die junge Frau neuerlich in eine Flut von Thränen aus.

Tante Cornelia war vor Entrüstung so heiß geworden wie ein Bohnenstengel, und nachdem sie einigemal nach Atem geschnappt, sagte sie dumpf:

„Ich bin von Dir in unerantwortlicher Weise beschimpft worden, Madame, aber ich bin Philosophin und verzeihe Dir großmütig! Und trotz allem und allem behaupte ich, daß ich dennoch recht habe mit meiner Theorie, mit meiner Erziehungsmethode und daß meine Erziehung unserer Töchter ein Weisheit ist für die Nachwelt geschrieben. Und um Dir den Beweis zu geben, was das gute Beispiel vermag, schenke der unglücklichen Regertarre die bunten Fäden, welche sie sich angeeignet, und Dein Edelmut wird all die guten Kräfte der Demut und der Dankbarkeit in ihr wecken!“

Frau Müller rief zornig weinend: „Natürlich schenke ich ihr die gestohlenen Fäden, glaubst Du denn, ich würde ein Kleid auf meinem Leibe tragen, welches dieses Geschöpf auf ihrem Leibe durch die Straßen geschleppt hat?! Aber Deine Folgerung, daß das gute Beispiel meines Edelmutes sie rühren und bessern werde, ist ein Unsinn wie Deine ganze Lehre!“

Sarah wurde gerufen und Frau Müller hielt ihr erregt all ihre Vergehungen vor, gegen welche Vorwürfe sich Sarah, mit Händen und Füßen gestikulirend und das unterwürdigste Zeugnis entgegensetzend, verteidigte (Bild 13).

Selbst die Kettledrummin, welche eben vorüberging und auf das Getöse eintrat, war wie versteinert über die Verworfenheit der zu rettenden Seele. Endlich eröffnete ihr Frau Müller, sie schenke ihr alles, was sie sich in ihrem Hause „verdient“, aber sie solle sich bessern und gehen.

Sarahs Gepäck, welches dem einer zahlreichen Auswandererfamilie gleich, wurde vor die Thür des Hauses gesetzt und Tante und Nichte beobachteten vom Fenster aus die Wirkung des „Edelmutes“. Dieselbe war wahrhaft verblüffend. Witten in die Straße gepflanzt, ließ die aufgedonnerte Sarah eine solche Flut der gemeinsten Schimpfworte gegen Herrn, Frau und Tante Müller aus, vermengt mit den boshaftesten Enthüllungen aller

kleinen Familiengeheimnisse des Hauses, daß man die Polizei zu Hilfe rufen mußte (Bild 14).

Einige Wochen später verließ Tante Cornelia Kapland auf dem schnellsten Dampfer der Welt (Bild 15). Ob sie ihre „Erziehung unserer Töchter“ umgearbeitet hat, weiß ich nicht. Ob sie ihre Theorie festhält, weiß ich ebensowenig. Gewiß ist nur, daß sie sich einmal einer Busenfreundin gegenüber äußerte: „Erweisen Sie Verwandten nie eine Wohlthat und verlassen Sie nie Ihre Heimat — folgen Sie ja nicht meinem Beispiele!“

G. W. Barano.

Die Kneipe „Zum Tod“

Ist eine der neuesten Bizarrieten der nach Vörrne „an großen Kindern so reichen Weltstadt“ Paris und als solche eines kurzen Besuches wert. Schon das Aeußere des Hauses ist darauf berechnet, Stimmung zu machen, und zu diesem Zweck einem der großen Grabgewölbe des Père-Lachaise ähnlich ausgemauert worden. Öffnet man die mit umgekehrten Haseln und anderen Emblemen verzierte Thüre, so treten durch das Spiel eines geheimen Mechanismus zwei Skelette hervor, die sich, die schwarzgeränderte Serviette über dem Knochenarm, grüßend vor dem Gaste verneigen. In dem geräumigen, nur von gelben Wachskerzen beleuchteten Lokale finden sich statt der Tische Särge von rohem Tannenholz, auf welche das Bier in Schälchen servirt wird. Die Mitte des Raumes nimmt ein schwarz ausgeschlagener, reich drapirter Katafalk ein, den sechs große Leuchter umstehen; auf demselben paradien auf freyverzierten Platten die üblichen Buffetartikel: Wurst, Schinken, Fische, Käse und dergleichen. Das Comptoir hat die Form eines Grabmonumentes, ist von einer gebrochenen Säule flankirt und von einer bemalten Zinntrauerweide überragt. Hinter demselben thront auf schwarzjammetnem, silbergalonirtem Hauteuil eine Dame von geradezu erschreckender Magerkeit, die Witwe eines Gendarmenlieutenants aus der Languedoc. Beim Eintritt in das Lokal empfängt jeder der Besucher aus der Hand eines der in der Kleidung der Pariser Leichenbestatter fungirenden Kellner ein Immortellensträußchen, sowie eine in Form und Gestalt der Traueranzeigen gedruckte Wein- und Speisekarte.

Die Wände sind mit Kirchhoffenen, Grabchriften und Nachbildungen aus dem Holbeinschen Totentanz decorirt, im Hintergrund ist ein Musikwerk aufgestellt, das abwechselnd das „De profundis“, „Dies iras“ und ähnliche Trauermelodien spielt. Ist abends die Absonderliche gekommen, so bringen kleine Leichenwagen, das Hauptattraktionsstück des Lokals, die hierzu nötigen Flaschen und Gläser, und verläßt endlich der Gast das Lokal, so präsentirt ihm vor dem Hinausgehen eine alte, häßliche, klapperdürre Regerin einen letzten Gruß Freund Heins — eine belgische Cigarre.

Ausschrift-Problem.

Die unter der Tafel stehenden Buchstaben sind mittels der in der Ausschrift befindlichen Buchstaben in einer solchen arithmetischen, periodisch wiederkehrenden Reihenfolge so lange abzulesen, bis daraus der Name eines beliebigen Operettenkomponisten entsteht.



Schach.

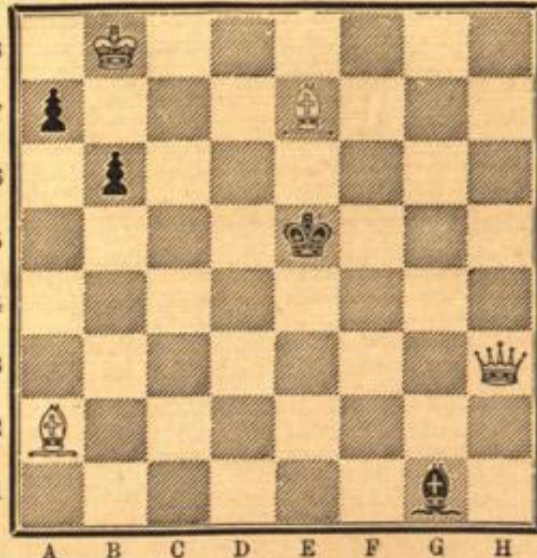
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Die folgende, ebenso einfache als elegante Aufgabe gehört zu den preisgekröntesten des letzten italienischen Problemtourniers.

Aufgabe Nr. 8.

Von L. Rosd.

Sanary.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 6 in Nr. 20:

- 1) 2. D3 - C2 1) 2. D5 nimmt E6 oder nimmt C6.
2) 2. C2 - B3 oder - E4 Matt.
A.
1) 1. D7 nimmt C6 oder nimmt E6.
2) 2. C2 - B3 oder 2. C6 - C5 Matt.
B.
1) 1. oder 2. Matt.
2) 1) Beliebig anders.

Auflösung des Räthelsprungs Seite 311:

Gleichgewinn.

Gehst einer mit dem andern hin Und auch wohl vor dem andern; Drum laß uns, traue und brav und klug. Die Lebenspfade wandern. Es fällt ein jüngerer Soldat Wohl in den ersten Schlachten; Der andre mag ins Alter spaz Im Divoual überziehen. Doch weiß er eifrig seinen Ruhm Und seines Herrn zu mehren, So bleibt sein letztes Eigentum Gewiß das Bett der Ehren.

Goethe.

Kleine Korrespondenz.



Frl. Emilie Bredt in Chicago. 1) Das freut uns. Wir sind ganz Ihrer Meinung. 2) Wenden Sie sich an Prof. A. Donndorf, Bildhauer in Stuttgart. Ob? — das können wir nicht wissen, es hängt vom Talent und noch manch anderem ab.

Hrn. J. Sämler in Wien. Diese Butter tauchte zuerst in Holland auf. Wir kennen sie nicht näher, sie fand wenig Verbreitung bei uns.

Abonnent in Rölleda. Das Springen über der Hufe verhindert man durch große Reinlichkeit, Aufweichen mit Fruchtsäfte und nachherigem Einwaschen mit gutem Fett, dem Wachs zugesetzt ist. Anhaltende Nässe und das Wischen des Fußes ist zu vermeiden.

Frau Amalie W. in Kassel. In solchem Fall kann ein Fernstehender schwer urtheilen. Beobachten Sie Ihre Tochter mit scharfen Augen und weichem, liebevollem Herzen, das wird das Beste treffen.

Abonnent in Bukarest. Die Dahlie (Georgine) kommt aus Mexiko. 1789 wurde sie an den Director des botanischen Gartens nach Madrid geschickt; sie blühte dort 1791 zum erstenmal. Sie ist nach dem Professor Georgi in Petersburg „Georgine“ (in Norddeutschland) benannt.

Hrn. C. R. in Schwerin. Wir empfehlen Ihnen das Abonnement einer französischen Zeitung, zum Beispiel „Le Temps“, Paris (durch die Post).

„Ratlose“. Bestellen Sie den Jahrgang (1881) einfach bei der Buchhandlung, durch welche Sie unser Journal beziehen. Diese wird dann sehr gern bereit sein, Ihnen als Abonnentin denselben zum Vorzugspreis von 3 Mark zu besorgen.

J. G. 100. Diese Anfrage ist schon oft gestellt und ebenso oft beantwortet worden, in jedem Jahrgang dieses Journals haben wir Rezepte gegeben; es dürfte schließlich derselben zu viel werden. Schlagen Sie nach. Da Sie seit mehreren Jahren Abonnent sind, werden Sie das Gewünschte bald finden.

Hrn. E. L. in Kopenhagen. Wir verstehen Ihre Anfrage nicht, da der berühmte Fürst Gortschakoff ja längst tot ist.

Frl. Ebeline Tilde in London. „Mangel an Ueberfluß“ ist doch eine Redensart.

Hrn. J. Grabowsky in Breslau. Dies System wird sehr angegriffen. Versuchen Sie es mit den Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefen (Berlin).

Abonnent in Ravensburg. Man jagt in Berlin „Aruke“ für „Steinkaiser“.

F. W. in Barmen. Wir ersuchen, zur Prüfung einzusenden. Es bald als möglich soll Antwort erfolgen. Fülle von Material.

Hrn. J. Weber in Meran. Aufenthalt an der Nordsee auch im Winter. Ob die milde Luft des Winterminters hier nützlich, kann nur der Arzt entscheiden, auch ist er wegen der Zwischenstationen zu konsultiren, da ein plötzlicher Uebergang sehr bedenkliche Folgen haben kann.

Frl. Emmy Bern. . . . in Bradford. Das läßt auf die Probe an — und solche hat ihre großen Schattenseiten. Bauen Sie nicht zu stark auf diesen weiß trügerischen Boden.

Bejorgte Mutter in Br. Ja, eine übermäßige Anregung der Phantasie kann in unglücklichem Fall dazu führen; gewöhnlich ist aber das Kindergehirn sehr glücklich in dieser Beziehung organisiert.

Hrn. A. Johnson in N. Wenn Dant für die Liebenswürdigkeit. Wir bedauern, der Vers ist uns unbekannt. Er scheint uns überhaupt so sonderbar, daß wir ihn für einen Späß halten.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätheln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Frl. Rosine Wihlidal, Prag; Emma Winter, Kassel; Elise Hante, Berlin; Anna Hauch, Stettin; Elisabeth Jacobj, Leug; Hannchen Staller, Koblenz; Julie Bertinet, Wien; Ottilie Porth, Köln; W. Wilschel, Warshan; Rany Kolbe, Elm; Erna Stille, Potsdam; Frida Meyer, Breslau; Hrn. E. Wenzel, Bromberg; R. Heller, Innsbruck; G. Vamberger, Berlin; J. Ottoni, Ling; A. Karwitzsch, Brunn; E. Orant, New-Orleans; A. Frude, Mannheim; W. Besseter, Köln; J. Rammsath, Berlin; G. Stolle, Danzig; W. Klinging, Stendal; E. Paet, Prag; J. Kormann, Wien; W. Thielemann, Oranienburg; G. Wunderlich, Luzern; W. Lüthy, Bern; H. Damerlit, Petersburg.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Mehrfähriger Abonnent in R. (Oeffen). Heftiges Schwitzen unter den Armen wird ohne Schaden für den übrigen Körper durch folgende Mittel vermindert: einmaler durch Einwaschen mit einem Pulver von 3 Teilen Salicylsäure, 10 Teilen Stärkemehl, 87 Teilen Taif oder durch ein- bis zweimaliges tägliches Waschen mit 5 Teilen Naphthal, 100 Teilen Alkohol, 10 Teilen Glycerin und nachfolgendem Einwaschen mit 2 Teilen Naphthal auf 100 Teile Stärkemehl. G. E. in Wisconsin (Nordamerika). Ohne persönliche Untersuchung läßt sich in diesem Falle nichts machen.

H. Kiemeritz. Werden Sie in Breslau selbst am besten erfahren können. Und unbekannt. In Nummer 25 der „Illustrierten Welt“ soll es heißen: 2) Größtentheil werden am besten durch Ausschalen befreit (nicht Ausschneiden). Dr. Sch.

Frage.

24) Wie kann man den teuren Lederbesatz eines originellen Modestoffes, der nachgedunkelt ist und nun nicht mehr in der Farbe stimmt, wieder heller machen? Abonnent in Preburg.

Redaktion: Otto Pajsch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Mine von St. Gerolot, Roman nach dem Englischen von B. Wanda. Fortsetzung. — Ueber die Verbreitung des blonden und des brünetten Typus in Mitteleuropa. — Prinz Karmel, humoristische Erzählung von B. Sch. — Humoristische Blätter. — Aus Natur und Leben: Die Hoya; Perückenreue. — Seines Glückes Schmied, Roman von Erhold August König. Fortsetzung. — Februar, Gedicht von Fr. Kav. Seidl. — Nur durch das Beispiel! Geschichte einer Deutschen mit einer eingeborenen Dienerin in Südafrika, von E. R. Bacano. — Die Anekte „Zum Tod“. — Auffschrifts-Problem. — Schach. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Die Mine von St. Gerolot; Annie lehnte sich über die Brüstung des Rahms und sah hinunter. — Ergebnisse einer Deutschen mit einer eingeborenen Dienerin in Südafrika. — Februar, Zeichnung von H. Giacometti. — Moderne Haarfrisuren auf antiken Köpfen, Originalzeichnung von V. Westheim.

In der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig sind nachstehende Humoristische Schriften von Wilhelm Busch erschienen und können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: Hans Hudebein, der Unglücksrabe; Das Pusterohr; Das Bad am Samstag Abend. Fünfte Auflage. Groß Quart. Eleg. kartonirt. Preis M. 3. Die süßne Müllerstochter; Der Schreibhals; Die Preise. Dritte Auflage. Groß Quart. Eleg. kartonirt. Preis M. 2.

Soeben beginnt in unserem Verlage zu erscheinen

eine neue wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig von

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, 2 Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Mit der Veranstaltung dieser wohlfeilen Ausgabe, welche sich nach Ausstattung, Form und Inhalt von der ersten Ausgabe einzig und allein dadurch unterscheidet, dass von den Stahlstichen nur zwei beigegeben werden, und welche doch nur die Hälfte des Preises derselben kostet, kommen wir einem allgemeinen Wunsche Derjenigen entgegen, welche sich für das Heilige Land interessieren. Durch das Erscheinen dieser billigen Lieferungs-Ausgabe ist jetzt Jedem, der dieses grossartigste und schönste aller Prachtwerke über das Heilige Land gern besitzen möchte, dem Geistlichen, dem Schulmann, dem Kunstfreund wie dem religiösen Familienhaupt die Anschaffung desselben wesentlich erleichtert und ermöglicht. Die erste Lieferung wurde soeben ausgegeben. Alle 8 Tage erscheint eine weitere Lieferung.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue wohlfeile Ausgabe, welche in 84 Lieferungen von je 3 Bogen zum Preise von nur 50 Pfennig erscheint, entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus senden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Buchführung. einfach, doppelt, italienisch oder Probeblatt der „Amerikanischen Buchführung“. Correspondenz, Rechnen, Comptoirkunde. Gratis! Keines Vorherzahlungs. Garantirt gutes Resultat. Adresse bitte genau: Erstes kaufm. Unterrichts-Institut „Postfach“ in Wien.

Robeideene Bastfleider (ganz Seide) Mf. 15. 80 Pf. per kompl. Robe, sowie schwerere Qualitäten versend. bei Abnahme von mindestens zwei Roben sofort ins Haus das Seidenfabrik-Depot G. Henneberg (R. u. R. Postl.) Zürich. Wafer umgehend. Briefe kosten 20 Pfennig Porto.

Prof. Migargées Bart-Erzeuger. Schriftliche Garantie für vollen unbedingten Erfolg und Unschädlichkeit ev. Rückzahlung des Betrages. Diskretester Versand. Allein echt à Blocon N. 3. Doppelflacon M. 5. nur direkt von S. de Longe & Cie. Köln. Gan de Cologne- und Parfümerie-Fabrik. Der von anderer Seite annoncirt sogenannte „Bart-Erzeuger“ ist nichts als eine mehr oder weniger wertlose Nachahmung unseres altberühmten Prof. Migargées Bart-Erzeuger und warnen wir vor Ankauf solcher billigen und schlechten Ware, da wir jede ungesetzliche Verbreitung solcher Imitationen sofort verfolgen werden.

Otto Herz & Co., Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampftrieb. Da uns vielseitig bekannt geworden, daß Schuhe und Stiefel geringerer Qualität häufig als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung verpflichtet, daß alle unsere Fabrikate unterstehende Schutzmarke auf der Sohle tragen.

Bad Thalkirchen bei München. Wasserheil- und diätetische Anstalt. — Winterkuren für Nerven-, Unterleibs- u. sexuelle Krankheiten. — Morphiumentwöhnungskuren (allmählich). Ausführliche Prospekte gratis und franco durch Dr. V. Stammler, Besitzer und Arzt.

Zur Bartverzierung Original-Mustaches-Balsam. Erfolg garantiert innerhalb 4-6 Wochen. Für die Haut völlig unschädlich. Bitte werden nicht mehr veröffentlicht. Versand diskret, auch gegen Rücknahme. Per Dose M. 2. 50. Direkt zu beziehen von Paul Golle, Frankfurt a/M., Schillerstraße 12. — In Wien: Neugebäude, Krotzsch 27 und Engel-Apothek, Aln-Post 6. (Preis für Dose, K. 1.80.)

Lungen- und Halskranke, Schwindsüchtige und an Asthma Leidende werden auf die Heilwirkung der von mir im Innern Russlands entdeckten Medicinalpflanze, nach meinem Namen „HOMERIANA“ benannt, aufmerksam gemacht. Die Broschüre darüber wird kostenlos und franco zugesendet. Das Paket Homeriana von 60 Gramm, genögend für 2 Tage, kostet 1 Mk. 20 Pf. Ich warne vor Ankauf der von allen anderen Firmen offerirten, konstatiert unechten Homeriana-Pflanze. Echt zu beziehen nur allein direkt durch mich. Paul Homero in Triest (Oesterreich). Entdecker und Zubereiter der allein echten Homeriana-Pflanze.

Julius Gertig, 1843. etabliert Ferdinand Gertig 1853. Fonds- und Lotterie-Geschäfte, auch Bade-Anstalt, Hamburg. Referenz die Börse seit 1843. Devise: „Und wiederum hat man b-i Gertigs Glück!“ — Prospekte an Kunden gratis und franco. Gewinnzahlung in bar, nicht in Loose! — Keine Börsenspekulation. Gewinnresultate 1885 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch. 818

Nur echt mit dieser Schutzmarke. Professor Dr. Lieber's Nerven-Kraft-Elixir. Zur dauernden, radikalen und sicheren Heilung aller, selbst der hartnäckigsten Nervenleiden. Dauernde Heilung von Bleichsucht, Angstgefühlen, Kopfschmerzen, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc.

Haupt-Depot: M. Schulz, Hannover, Schillerstr. Depots: Dirsch-Apothek, Stuttgart. Böhm. u. Ungar. Apothek, Wenden. Engel-Apothek, Würzburg. St. Afro-Apothek, Augsburg. Central-Apothek, Breg. Weisen-Apothek, Straßburg. Uffl. Einhorn-Apothek, Köln. Gledinghoff, Pharmacia internationale Hamburg. Neuenhof 25. Böhm. Apothek, Halle a/S. Albert-Apothek, Leipzig. Adler-Apothek, Breslau, King 39. Rote Apotheke, Polen. Apothek J. golden, Wlter. Grabow-Str. 11. Alte Feld-Apothek, Wien. Strandsplatz. Apothek J. Hartmann, Stedorn (Schweiz). Ferner zu beziehen durch: Ernst Bied, Dresden. Annenstr. Dr. Blaschke, Rasth. Frankfurt a/M. Opernplatz. G. F. Dahms, Berlin. Kommandantenstr. 8. Albert Neumann, Danzig. Otto Wähle, Königsberg i/P. Sadheimer-Str. 44. 690

SANJANA HEILMETHODE. Grossartigste u. glänzendste Erfolge in der Behandlung sämtlicher Blut- u. Hautkrankheiten (Pruritus), Hals- u. Lungenleiden (Tuberkulose), nervös. Schwächungen, Anämie, Epilepsie, Neuralgie, Diabetes, Gicht, Rheumatismus, Magen- u. Leberleiden durch die Specifica d. Sanjana Company, Egham, England. „Billigstes, bestes u. sicherstes Heilverfahren, welches überhaupt existirt. Kein Kranker gebe die Hoffnung auf, selbst wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, sondern wende sich an den Secretair der Sanjana Company, Princes-Str. 92, Berlin. Gratis u. franco genaueste Auskunft u. Instruktionen.

150 Briefmarken für 1 Mk. Alle garantiert echt. alle verschieden, z. B. Canada, Cap. Indien, Ceyl., Java, Brasilw., Australien, Sardin., Rumänien, Spanien, Viet. etc. K. Wiering in Hamburg. 749 Stottern! wird brieflich geholt. Anfr. m. Ret.-Marke an Arthur Heimerdinger, Strassburg i. E. 826

PATENT. Besorgung und Verwertung. J. Brandt, Zivil-Ingenieur, Berlin SW., Anialstrasse 6.

Schweizer Spieldosen. Photographie-Albume, Portemonnois, Cigarren-Etuis, Biergläser, Damen-Accessoirs, Frucht-schalen, Schreibzeuge etc. alles mit Kunst, en gros, en détail. Man verlange Illust. Kunst-Katalog gr. fr. Birk. Verlag, Magdeburg.

Violinen. sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, Stumme Violine z. Studios (Patent), Zithern in allen Formen, Gitarren und Blas-Instrumente, Scaules z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. Wilhelm Sarante u. v. a. Ausf. Freicoeur. werden gratis (ko. zugesandt. 698 Gebrüder Wolf, Instr.-Fab. Kreuznach.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbrachte u. sinesige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisbeigabe gibt u. monatl. 2 mal erscheint. Probe-No. gratis von Gebrüder Senf, Leipzig.

Crème Simon. in einer Nacht befreit alle Wulster, Hautverhärtungen, Lippenrisse, ist unerlässlich gegen aufgeschwemmte Haut, rote Hände, Gesichtsröthe und macht die Haut blendend weiß, feiligt und parfümirt sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Ärzten in Paris empfohlen und von der eleganten Dammenwelt allgemein angewandt. Erfinder J. Simon, 36, r. Provence, Paris. Depot in den Apotheken u. Parfümerien.

Nasenkorrektur, unehene, misgeformte Nasen corrigirt ohne Verwundung zu proportionirter Form die kostmestige Anstalt in West-Ünningen, Schweiz. Vorläufige Gefährung gratis u. franco. Brief höher 20 S. 900

Seirat. Beide Heilmittelvorläufige erhalten Sie sofort im verschlossenen Couvert (diskret). Porto 20 Pf. „General-Anzeiger“, Berlin SW. 61. 8. Damen frei.

Stottern!! heilt schnell und sicher d'a Anstalt von Robert Ernst, Berlin W., Potsdamerstrasse 37. Prospekt gratis u. franco. Honorar nach Heilung.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI besorgen & verwerthen PATENTE in allen Ländern BERLIN W. 78. Friedrichstrasse 75.

Die Modenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Pf. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das janzere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Bezeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Schiffen etc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I, Czerngasse 3. 810

9 1/2 @ Kaffee. Perl Mokka, franz. 7.15; Santos, grün weißlich, 7.55 u. 7.95; Campinas, selgrun helles 8.45; Java grün, franz. fein 8.95 u. 9.15; Perl grün, show series 9.50; Cuba, selgrun schattig 9.75; Java gelb, helles 10.25 u. 10.75; Goldjava, vier Raster 11.60; Mokka arab., franz. Qualität 13.50. Preise incl. Zoll und Porto. Ausführl. Preislisten gratis. A. K. Reiche & Co. Hamburg. Garthäse. edle, pikant. Postl. 9 1/2 Pf. Mf. 3.60 incl. fr. u. g. Rücknahme. Herrn. Kaffee jun., Garthäse.